

Mittheilungen

aus dem Gebiete des Okkultismus.

Organ der „Wissenschaftlichen Vereinigung Sphinx in Berlin".

Herausgegeben und redigirt von Max Rahn.

1898

VI. Jahrgang. **III. Heft.** **Monat März.**

Preis halbjährlich pränumerando zahlbar 4 Mk. und 15 Pf. Portozuschlag für das Inland. — Für das Ausland 5 Mk. und 30 Pf. Portozuschlag.

Einzelhefte 60 Pf.

Redaction und Verlag: Berlin N., Eberswalder Strasse 16.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die darin ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mittheilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Inhalt:

Alle Zuschriften, Beiträge zum Propaganda-Fonds etc. beliebe man an das

Secretariat der „Wissenschaftlichen Vereinigung Sphinx" in Berlin,

zu Händen des ständigen Secretairs und verantwortlichen Redacteurs

Max Rahn, Eberswalderstr. 16, Portal I, zu richten.

Manuscripte sind, auf einer Seite beschrieben, druckfertig einzusenden und Rückporto beizufügen, ebenso allen Anfragen an die Redaction; Reclamationen finden nur innerhalb der ersten 14 Tage Berücksichtigung.

Berlin, den 10. März 1898.

An unsere geehrten Abonnenten.

Die vorliegende Nummer unserer Zeitschrift trägt nicht nur ein neues Gewand, sie hat auch eine **erhebliche Erweiterung ihres Umfanges** erfahren. Schon im vorigen Jahre sahen wir uns infolge des überreich eingegangenen Stoffes wiederholt genöthigt, über die ursprünglich festgesetzte Grenze von 1½ Bogen hinauszugehen. Aber die inzwischen immer höher angewachsene Zahl der uns freundlichst zum Abdruck eingesandten werthvollen Beiträge, sowie die uns für den Fall einer Erweiterung zugesagte Mitarbeiterschaft der **„Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München“** und anderer hervorragender Forscher auf okkultem Gebiete, macht uns eine solche zur Pflicht. Um indess die dadurch bedingten grösseren Herstellungskosten zu decken, wird es nöthig, mit dieser Nummer den Abonnementspreis zu erhöhen und zwar **halbjährlich auf 4 Mark und 15 Pf. Portozuschlag für das Deutsche Reich und Oesterreich, auf 5 Mark und 30 Pf. Portozuschlag für das Ausland, pränumerando zahlbar.**

Wir bitten unsere geehrten Abonnenten, künftig bei Einsendung des Abonnementsbetrages jene Aenderung im Bezugspreise gefälligst im Auge behalten zu wollen. Diejenigen Leser, welche das Abonnement für 1898 bereits bezahlt haben, erhalten die Zeitschrift noch zu dem alten Preise bis zum Ablaufe ihres Abonnements.

Durch die Erweiterung unserer Zeitschrift werden wir nunmehr in den Stand gesetzt, ausführlicher und schneller als bisher unsere Leser über die neuesten Geschehnisse, Forschungen und Entdeckungen auf okkultem Gebiete zu unterrichten und sie durch Originalarbeiten namhafter Forscher, oder Uebersetzung werthvoller Studien und Berichte aus den besten ausländischen Zeitschriften stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Wir werden ferner bestrebt sein, in der „Uebersinnlichen Welt“ ein Organ zu schaffen, welches durch systematische Zusammenstellung gut verbürgter und scharf bezeichneter Thatsachen

in den Okkultismus einführt und dessen Studium erleichtert und bitten wir unsere Gönner und Freunde uns in diesen Bemühungen thatkräftig zu unterstützen.

Die „Uebersinnliche Welt“ wird nach wie vor das okkulte Gebiet in streng objektiver Weise und nach wissenschaftlichen Grundsätzen behandeln; verdankt sie doch allein ihrer bisherigen Haltung die Anerkennung und Beachtung, die sie in den weitesten Kreisen der Okkultisten des Inlandes und Auslandes gefunden hat.

Aber wo es sich um ein kostspieliges Unternehmen handelt, welches uns keine finanziellen Vortheile bietet, im Gegentheil unserer Vereinskasse fortgesetzt empfindliche Opfer auferlegt, ist es mit dem Ausdrucke der Anerkennung allein nicht genug; es muss die pekuniäre Unterstützung durch Abonnement, deren sich die ausländischen Zeitschriften erfreuen, hinzutreten, soll unsere Zeitschrift besser als bisher die Vertretung und Ausbreitung des wissenschaftlichen Okkultismus fördern. Wir richten daher an unsere Leser die dringende Bitte, an der Verbreitung unseres Blattes **durch Wort und That mitzuwirken** und weitere Abonnenten zu werben. **Probenummern werden zu diesem Zwecke von der Redaktion gern zur Verfügung gestellt.** Ein Hinweis auf die geringfügige Ausgabe von halbjährlich 4 Mark für eine reichlich und regelmässig gebotene Belehrung auf einem so wichtigen Gebiete des geistigen Lebens, dürfte wohl manch einen bewegen, auf unsere Zeitschrift zu abonniren.

Wir glauben um so gewisser auf die thatkräftige und selbstlose Mithülfe unserer Freunde zählen zu können, **als auch wir keineswegs, wie wohl irrthümlich angenommen wird, um schnöden Gewinn arbeiten;** vielmehr finden wir den einzigen Lohn unserer Mühe in der zunehmenden Verbreitung einer tröstenden Weltanschauung.

Und so mag uns denn zum Schlusse noch die Bitte an unsere Freunde und Mitarbeiter vergönnt sein, der „Uebersinnlichen Welt“ auch in ihrem neuen Gewande die alte Treue und das stets entgegengebrachte Wohlwollen ferner zu bewahren.

Die Redaktion der „Uebersinnlichen Welt.“

Druck von Denter & Nicolas, Neue Friedrichstr. 43.



März 1898. VI. Jahrgang.

Die mystischen Elemente in Shakespeares letzten Dramen.

Vortrag, gehalten in der „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie" in München von Dr. **Walter Bormann.**

I.

Das Wort, — es ist alles, was enthüllt, aber auch was verhüllt. Es giebt keine Offenbarung ohne das Wort, ohne die Sprachbegabung des Menschengeschlechtes kein Denken; denn, wenn zeitlich auch stets der Rede ein Denken vorhergeht und wir als Vorbedingung klarer Worte reifliche Gedankenarbeit fordern, ist und bleibt doch das unentbehrliche Ziel alles Denkens die Befriedigung des Menschen in der Mittheilung des einen zum andern, in der Deutlichkeit des Wortes, das, indem es den Gedanken erst gestaltet, ihn auch wahrhaft erst hervorlockt und ins vollendete Leben ruft. Und diese Selbstbefriedigung ist nicht nur eine Offenbarung der unendlichen Schöpfung; sie ist zugleich Selbstoffenbarung, Selbstfindung des Menschen, der, wie er nach dem Satze des grossen Führers der neuen Philosophie im Denken seines Seins gewiss wird, das Denken mit solcher Selbstgewissheit erst in der Sprache voll verwirklicht. Darum steht beim Evangelisten unter dem Einflusse der griechischen Philosophie geschrieben, dass im „Anfang das Wort war", eine schlichte und helle Wahrheit, wenn wir sie uns nicht mit Gedankenspielereien verdunkeln. Im Anfang war das Wort, insofern die ganze Erscheinungswelt, wie sie schlechterdings ihr Dasein nur in unserem Denken bezeugt und für ihre grenzenlos zerstreuten Eindrücke allein in den Worten unserer vielzüngigen Sprachen bestimmt zusammengefasste Gedankenbilder findet, überhaupt unmöglich als vorhanden angenommen werden kann ohne das Denken und das gestaltende Wort, das wiederum andrerseits ebenso unmöglich vorhanden ist ohne das Sein einer unendlich mannigfachen und bewegten Welt, in dem der Geist, wie wir schon sagten, mit der Welt sich selbst findet. Kein Sein ohne das Denken und kein Denken ohne das Sein; beides besteht nur miteinander. Die Sprache ist es ja, in der zuerst der Gegensatz zwischen Form und Inhalt zu unserem Bewusstsein kommt, dieser Gegensatz, der unserem



Denken als eine Proportion zwischen der sinnlich-geistigen Naturform und dem Wesen der Natur zu Grunde liegend, im gleichen Verhältniss bei jedem sprachlichen Abbilde als Proportion zwischen Begriff und Wort sich wiederholt. Der Materialist weiss immer viel davon zu reden, dass die sinnliche Welt ebenso vorhanden sei auch ohne unsere Wahrnehmung und ohne unsern Geist. Er sagt sich nicht, dass eine solche Meinung der Erfahrung, auf die er sonst alleinigen Werth legt, von Grund aus widerspricht; denn in der Erfahrung ist ja eben der Geist vorhanden, den nur wegzudenken schon wieder ihn selbst zur Bedingung hat, und in der Erfahrung ferner ist es eben der Geist ganz allein, der sogar die allereinfachste Sinnenwahrnehmung irgendwie kennzeichnend bestimmt; denn die blossen Sinne urtheilen, wie Kant auf das Nachdrücklichste einschärft, garnicht und, wo wir nur im Geringsten dabei unterscheiden, vergleichen, überhaupt das Wahrgenommene auffassen und vorstellen, was unversehens bei jeglicher Wahrnehmung sofort geschieht, ist der Geist wirksam. Die Sprache also, um es noch einmal zu sagen, ist es, die durch Aufhellung des Gegensatzes zwischen Inhalt und Form hinableuchten will bis auf den tiefsten Grund der Dinge, die ihren Wesenskern, unterscheidend wie sammelnd, zwischen einer Unmenge von Eindrücken festzustellen sucht. Wie nun mithin in der Erkenntniss das Wort Gewalt hat über allen Stoff, um ihn zu schlichten und ihn mit allen seinen Eigenschaften geistig zu bestimmen und ihn, so zu sagen, nochmals zum Werden zu erschaffen, so muss es unbedingt auch uns als die gebietende Urkraft der Schöpfung und alles ihres Werdens erscheinen, nicht das schwache Menschenwort, das bloss Lüfte erschüttert, sondern das Wort als Urwort und Urwille, in dem die Welt als Wille und Vorstellung ihre geheimen Wurzeln und das ideale Ziel aller ihrer Triebe findet, das Wort aller Worte, das schon gebietet, ohne die wehenden Lüfte zu bewegen, von welchem es heisst: „Im Anfang war das Wort“. Möge Faust noch so sehr nach Ausdrücken suchen, um mit „Sinn“, mit „Kraft“, mit „That“ das griechiche „λόγος“ zu übersetzen, weil ihm das „Wort“ in seiner gewohnten Bedeutung zu nichtssagend bedünkt, er wird doch ewig keine bessere Uebersetzung finden, als durch „Wort“ in einer Bedeutung, in welcher es „Sinn“ und „Kraft“ und „That“ zusammen erschöpft und den exteriorisirten und wirkenden Gedanken ausdrückt. Ist doch schon im Einklange damit in den ersten Zeilen des alten Testamentes zu lesen: „Und Gott sprach: Es werde Licht!“ — ein Bild für die schöpferische und erhellende Urkraft des Wortes. Wohl ist das nur ein Bild und, wenn ich hier so lange von einem in der irdischen Wirklichkeit nicht vorhandenen Ideale des Wortes rede, so bitte ich, sehen Sie das nicht als mystische Spielerei an. Wenn nach Goethe „alles Vergängliche ein Gleichniss ist“, wenn die Organe unseres sinnlichen Leibes nach besten Gründen gewiss alle nur als entsprechende gröbere Andeutungen einer genugsam bezeugten höheren astralen Leibesbeschaffenheit anzusehen sind,

ist es da nicht logisch, das Wort der Sterblichen als Vorstufe zum Wort in einem weit idealeren Sinne zu fassen?

Wundern Sie Sich nicht, wohin eine anscheinend so weit abschweifende Einleitung hier zielt. Gleich werden Sie verstehen, in wie unmittelbarem Zusammenhange sie mit dem gewaltigen Dichter steht, der, wie vielleicht kein andrer Staubgeborner jemals ein Meister über das Wort war und den Seherberuf des Dichters, der „in der Götter ältestem Rath sass und der Dinge geheimste Saat belauschte", in einziger Weise erfüllt hat. Der Lichtbringer kraft des Wortes, Shakespeare, wie freilich ist er von der Welt verherrlicht worden! Ob aber etwa die Glanzfluth all des Lichtes, das von seinen Gestalten und Bildern im Einzelnen und im Ganzen ausstrahlt, die ganze Seite seines Realismus und dann wieder die Höhe seines Idealismus, in gerechter, allseitiger Würdigung übereinstimmend erkannt worden ist? Wenn das wäre, beim Himmel, die Welt würde weiter sein, Shakespeares Werke würden tiefer eingegriffen haben auch in das praktische Leben, nicht blos in ethischer, sondern in politischer und jeder Kulturhinsicht. Für augenblicklichen Genuss bloss von wenigen Stunden beim Lesen und im Theater hat ein grosser Dichter, hat ein Shakespeare nicht geschaffen; ein so mächtiger Dramatiker, wie er ist, konnte er nicht sein, ohne im höchsten Grade den Philosophen mit dem Dichter zu verbinden, wenn auch dieser Philosoph ganz im Dichter aufgegangen ist und hinter ihm verschwindet. Was eitler Schein ist im irdischen Sein, das ist es, was Shakespeare mit so durchdringendem Blicke erspähte und vom ersten bis zum letzten seiner Dramen, alle Larven und Lappen der Falschheit herunterreissend, so überwältigend zur Schau stellte, weil seinem eigenen Geiste ein Sonnenlicht der Wahrheit leuchtete, dessen Ideal er im Gesammtgehalte jedes seiner Stücke entzündete und immer zu dem ästhetischen Schein einer Schönheit verklärte, der jenem andern unvollkommenen Weltscheine als das siegreich Bleibende gegenübertritt. In der Kunst besitzt ja das Wort eine erhabene Macht, wie in nichts Menschlichem sonst und auch in der Wissenschaft nicht. Die Wissenschaft, in nie fertiger Selbstentäusserung sich ewig verbessernd und oft widerrufend, *sucht* Wahrheit, die Kunst *sieht* sie und, wie sie seherisch sie erschaut, *erschafft* sie ihre Gesichte zum Leben. Ihre Wahrheit *ist* und *steht da* und *lebt* unvergänglich! Und was die Künste insgesammt, auch die bildenden Künste und die jenseits aller Worte schwelgende Musik hervorbringen, ihr ganzer Reigen steht unter der führenden Macht der Poesie und des Wortes; denn ohne eine durch Wort und Poesie reich entfaltete Kultur ist keinerlei Kunst möglich.

Wie Unergründliches nun aber auch ein dichterischer Sehergeist wie der Shakespeares der Menschheit an Wahrheit ausspendet: an ihm am Deutlichsten können wir das Menschenwort in beiderlei Hinsicht kennen lernen, wie es enthüllt und wie es verhüllt. Sind die Offenbarungen des Wortes eben *unergründlich*, so sind sie ja eben keine Offenbarungen

im letzten Sinne; denn solche sollten nichts unergründet übrig lassen, sondern alles ergründen. Und wie viel ist nicht über die Werke Shakespeares gedeutet, wie Endloses über sie geschrieben worden, Werthloses wie Werthvolles! Sogar das Bedeutendste zeigt da immer wieder die Bedürftigkeit alles Menschenwortes: dass eben solche Deutungen überhaupt sich mühen, den Geistesreichthum grosser Genien auszumessen, beweist klar, dass ihre Gehaltstiefe mehr fühlend geahnt als durchsichtig bis zum Grunde gewusst wird. Das ahnende Gefühl von der Grösse solcher Kunstgebilde fasst uns zaubermächtig auf einmal voll und ganz; wie viele Male aber müssen wir in wie vielen Worten darüber uns ergehen, um annähernd ein wenig unsere Schätzung zu begründen! Alles Menschenwort verhüllt und, wie es Abbilder der sinnlichen Erscheinungswelt und mittelbar erst mit dem Denken der Aussenwelt auch das Bewusstsein unseres Ich und die Vorstellungen innerer geistiger Vorgänge erstattet, kann es unmöglich anders als verhüllen. Die Erscheinungswelt selbst tritt ja unserem Denken, ob auch gleichfalls als eine Offenbarung, doch unter dem Schleier der Maja entgegen und wir selbst, ebenfalls unter diesem Scheine verdeckt, sind uns unmittelbar das grösste Räthsel.

Die Natur liegt, wie Schiller unübertrefflich sagt, unter der Decke ihrer Erscheinungen, sie selbst kommt nie zur Erscheinung. Und wie mit ihr, ebenso ist es mit allem Menschenworte beschaffen, das ihre Unendlichkeit und das Menscheninnere nur mit allgemeinen Begriffen widerspiegelt. Nicht Verstellung, Heuchelei und bewusste Lüge, nicht Irrthum und Vergesslichkeit sind es, die etwa das Wort um seine Wahrheit kränken. Die Beschränkung des Wortes durch seine den sinnlichen Wahrnehmungen entsprechenden von aussen tastenden Begriffe ist es, was seine Durchsichtigkeit trübt, und was damit auch die bewusste, absichtliche Lüge erst ermöglicht. Was sich bescheidet, allein den Verstand zu befriedigen, was über seinen Bereich blosser Begriffe und ihrer Sprachformeln nicht hinausgeht, was also nur auf der Oberfläche und, so zu sagen, auf dem Felde des Unbestimmten bestimmt sein will, kann in solcher festen Beschränkung eine vollkommene Bestimmtheit erzieleu. Wo aber das Wort in lebendigem Drange das wahre Leben selbst erfassen möchte in seiner eigenthümlichen Kraft und Wärme, wo es viel weiter hinabdringen will, als der Verstand reicht, wo das Gefühl den Verstand ergänzt, wo das Schöne in überirdischer Herrlichkeit von dem in jenseitiger göttlicher Grundlage wurzelnden Sein aller Dinge uns eine ganz andere Wahrheit verräth, als wir zählen und messen und irgend sinnlich bestimmen können — da ist das Wort gewiss nicht ohnmächtig, — o nein, es erhebt mit wunderbarer Macht der Phantasie die Seele zu ganz ungeahnten Höhen der Verzückung, aber wie hoch sie uns über die Gewöhnlichkeit emportrage, das bisher Ungeahnte wird nun nichts anderes, als ein Geahntes sein; in immer gleicher Weise für alle fest bestimmen kann es uns kein Menschenwort.

Je sicherer und fester umrissen die Gestalten eines Dichters und Künstlers sind, desto gewisser spüren wir dann seine Kraft, die unsere Phantasie um so gebieterischer mit sich reisst in ein dem Menschengeiste trotzdem stets unergründliches Reich der ahnenden Gefühle. Auch das gemeinsame Gefühl der Menschen aber ist Wahrheitstrieb. Und hier möchte ich — schenken Sie mir noch einen Augenblick Geduld für diese lange Einleitung! — eine sich von selbst aufdrängende Frage nicht unterdrücken: Wird es nicht ein reineres und unendlich vollkommneres Leben geben müssen, in dem das, worin das Gefühl des sterblichen Menschen seiner Fassungskraft vorauseilt, ihm als klare und bestimmt fassbare Wirklichkeit zu eigen wird? Das wäre kein fleischliches und durch fleischliche Wiederverkörperungen erneuertes Leben auf der materiellen Scholle irgend eines Planeten unter materiellen Bedingungen, das müsste vielmehr ein Leben unter ganz andern übersinnlichen Verhältnissen von einer ätherhaften Natur sein, ein Leben ohne die Schranken und Wände des Sinnenscheines, in dem man keine Rolle spielt, sondern das ist, was man scheint, und das scheint, was man ist, in dem der bloss äussere Erfolg ersetzt wird durch einen stets innerlichen Erfolg, wie es Hellmuth von Moltke in einem merkwürdigen Briefe verlangt, und in dem, wie auch Moltke dies voraussetzt, der Geist nicht nur mittelbar in Wurzel und Wesen aller Dinge hineinschaut, sondern der Geist auch den Geist und schliesslich sich selber unverfälscht in seinem eigentlichen Sein mit allen seinen Regungen wahrnimmt. Was unser Geist in den Bedingungen dieser Erdenwelt als Mangel und Unvollkommenheit einsieht, die an die sehnenden Forderungen seines Wesens nicht hinanreichen, dieser unerfüllte Rest muss ihm in einem Leben, in dem er ganz er selbst ist, ausgeglichen werden; denn woher sollte er hier ewig von Bedürfnissen wissen, wenn sie nicht aus ihm selbst stammen und einem reineren Bewusstsein seiner ungeschmälerten wahrhaften Existenz entspringen? Die Ergänzung seines Wesens in den durch nichts Aeusseres ihm gezeigten, sondern nur von ihm selbst gewussten Lücken ist nichts mathematisch und exakt Beweisbares, aber ein unbedingt logisch zu Forderndes. So findet er die Natur und Welt, alles, was Geist ist, und sich selbst und Gott und dies meine verehrte Versammlung ist wohl echte Theosophie.

Wenn ich mich nun zu derjenigen Seite des Dichters Shakespeare wende, die heute insbesondere von uns betrachtet werden soll, zu den mystischen Elementen in seinen Werken, so wird uns dies Gebiet nur bestätigen, wie abweichend die Stimmen der Erklärer lauten. Rationalisten und Materialisten sind nicht verlegen gewesen, aus der Unmenge von Maximen, die im Munde der verschiedentlichst charakterisirten Personen sich finden, zu betonen, was ihnen passte. So zieht man wohl den Ausspruch des aufgeklärten Bischofs von Canterbury in „Heinrich V.“ an, dass es keine Wunder mehr gebe, und Ludw. Büchner hat gar seine Weltbetrachtungen mit einer ganzen Zahl von einzelnen Stellen aus den Dramen

Shakespeares geschmückt. Dazu hat er ja, ganz abgesehen davon, ob diese Sprüche Shakespeares eigene Meinung ausdrücken oder nicht, selbstverständlich ein unzweifelhaftes Recht. Nicht ebenso aber ist er im Recht und wegen Flüchtigkeit zu tadeln, wenn er in einem Aufsatze der „Münchn. N. Nachr." (1894 im Juli) des leichtblütigen Weltkindes Mercutio Wort über Träume, die da „Kinder eines müssigen Hirnes" genannt werden, Shakespeare selbst unterlegt, was mich veranlasste in einem Artikel derselben Zeitung (1894 No. 333) ihm vorzuhalten, dass ja der düstere Traum Romeos, gegen den Mercutio seine Worte richtet, als Wahrtraum in der Handlung der Tragödie vollständig in Erfüllung geht, wie sogar noch ein zweiter erfüllter Wahrtraum Romeos im fünften Aufzuge von „Romeo und Julia" sich findet. Ein Missverständniss möchten wir freilich vor allen Dingen abwehren. Natürlich darf man nicht meinen, dass alles Wunderbare, was in Werken von Dichtern und Künstlern vorhanden, auch ihrer eignen persönlichen Meinung entsprechend sein müsse. An die Existenz eines Mephisto und Caliban in der wirklichen Welt glaubten die beiden Dichter so wenig wie wir Zuschauer. Nichstdestoweniger muss allem, was der Mensch erdenkt, und namentlich dem, was der Mensch einer früheren Cultur und die Volksphantasie ersinnt, irgend ein entsprechendes reales Sein zu Grunde liegen. Dem Donnerer Zeus und seiner helläugigen Tochter dienten zur Entstehung die veränderten Vorgänge des hohen Himmels, der, über allen Loosen der Erde waltend, unmittelbar dazu aufforderte, jene lebendigen Göttergestalten als die nächstliegenden Abbilder einer regierenden Gottheit zu erdichten. Und so verhält es sich mit allen diesen Erdichtungen, zu welchen in jedem Falle ein tief Wahres den Anstoss gab, um sich in deren Gleichnissen in keiner Weise willkürlich, sondern bis auf's Letzte treffend auszuprägen. Ist es aber, wie gesagt, eine Frage für sich, wie gläubig oder ungläubig sich persönlich die Poeten zu den Gebilden ihrer Phantasie verhalten, so sollte wenigstens darüber kein Zweifel sein, dass sie als Dichter an dieselben ebenso vollkommen wie ihr Publikum glauben. Eine äusserst unkünstlerische Betrachtungsweise ist es, wenn man uns belehrt, Mephisto sei in der Dichtung nichts als das Prinzip des Bösen oder die andre Seite in der Zweiseelennatur Fausts selbst, oder wenn man die Hexen im „Macbeth" als die Sinnbilder von Macbeths Seelenzuständen und Gewissensregungen deutet. Wenn man die Dichtung in Prosa übersetzen soll, mag ja das so sein; aber soll man denn das thun? Das ist schnödes Beginnen, das leider schon auf Schulen systematisch die Kinder von jedweder Poesie entwöhnt: „wer den Dichter will verstehen" heisst es ja wohl, „soll in Dichters Lande gehen". Ob in der wirklichen Welt es einen Mephisto gebe oder nicht, in der Dichtung ist er so unwidersprechlich für Goethe vorhanden, wie für uns, der wider Faust, ob er einem Theile seines Wesens immerhin entspreche, dennoch die angespannte Gegenhandlung führt und die Hexen auf der schaurigen Haide mit Blitz und Donner gehören gerade so, wie sie die

Phantasie versinnlicht, als die Versucherinnen Macbeths zum Bestande der Dichtung unverbrüchlich.

Es giebt nun aber Uebersinnliches in der Poesie, von dem es keineswegs von vornherein gewiss ist, ob der Dichter und ob wir seiner Existenz in der wirklichen Welt den Glauben verweigern. Dahin gehören Vorgänge, die aus unserem eigenen Seelenleben entspringen, wie beispielsweise Vorahnungen und Träume, und ausserdem die Erscheinungen von den Geistern der Abgeschiedenen, deren Möglichkeit selbst ohne die Zeugnisse des exakten Spiritismus dem die ganze Menschheitsgeschichte beherrschenden Unsterblichkeitsglauben immer leicht annehmbar war und die im Zeitalter Shakespeares allgemein für etwas thatsächliches galten. Ob es richtig sei, was Forbes nach Zeitungsangaben jüngst behauptet hat, dass in der Familie Shakespeares die Beschäftigung mit Magie hergebracht gewesen, lasse ich, ehe genaue Nachweise bekannt sind, dahingestellt und möchte sicherlich nicht die Biographie des Dichters um neue Fabeln vermehren. Was er also vom Uebersinnlichen in seine Werke eingestreut hat, von dem mag es wenigstens nicht für bewiesen gelten, ob er selbst persönlich daran glaubte. Von Vorahnungen und Wahrträumen, Weissagungen und Orakeln, Ekstasen, Geistererscheinungen, Wunderwerken und Zauberei aller Art enthält die lange Reihe seiner Dramen ja erstaunlich viel und das mindestens kann unbedingt verbürgt werden, dass alle diese Sachen für Shakespeare nicht die Rolle eines äusseren theatralischen Ausputzes spielten, dass sie für ihn als Dichter leibten und lebten. Der theatralische Ausputz — was galt er denn auch diesem Geistesheros, auf dessen Bühne ja alles in so wunderartiger, in so erschreckender Einfachheit vorging, dass man angesichts unsrer mit äusseren Reizen und Schaustellungen so verschwenderischen Theatervorstellungen Mühe hat, die Andacht seiner Hörerschaft zu begreifen? Man nennt Shakespeare so oft einen Realisten in einer weitaus zu einseitigen Betonung, die vergisst, dass er nur deshalb mit immer gleicher unparteiischer Objectivität das entgegengesetzteste Irdische mit Haut und Haar, so zu sagen, abbilden kann, weil er selber in erhabener Ruhe über diesem Irdischen schwebt und als der gewaltigste Idealist zum Göttlichen aufstrebt, was im Menschen und über dem Menschen ist. Ein Realist freilich ist er unbestreitbar darin, dass es beim ihm nichts Verlogenes giebt, dass das Gemeine wie das riesenhaft Grosse bei ihm in gleicher Weise menschlich wahr dasteht und wirklich ist in unanfechtbarem Sinne. Darum ist es auch unmöglich, die mystischen Elemente in seinen Werken als hübschen Zierrath und Zuckerwerk, als billige Theatermittel auszugeben. Behauptet muss vielmehr werden, dass, gleichviel wie er als Mensch dachte, der Dichter Shakespeare an dem von ihm dargestellten Mystischen stärker noch als mit der Phantasie mit dem Gemüthe betheiligt war, dass, wie alles bei ihm innerlich wird, diese mystischen Bestandtheile nicht am Wenigsten mit seinem Empfindungsleben verwachsen sind. Wenn persönlich

ein grosser Dichter keinen Glauben an Phänomene hat, die er trotzdem fort und fort aus innerer Nöthigung mit warmer Seele in seine Werke aufzunehmen nicht widerstehen kann, so ist das wohl Bürgschaft dafür, dass diese Phänomene und der Glaube daran, mit dem Innersten des Menschen verflochten, einen integrirenden Bestand seines Geistesschatzes bilden, dass sie Wahrheit sind, die keine noch so widerwillige Zeitrichtung zertritt. Und man möchte bei Berücksichtigung sämmtlicher Umstände allerdings meinen, dass, was der Dichter so warm erschuf, auch für Shakespeare als Menschen Bedeutung gehabt habe und die unzählige Male angeführten Worte, mit denen er die Realität vom Geiste Hamlets begründen lässt, seine eigne Ueberzeugung aussprechen, jene Worte über die „Schulweisheit" und die „Dinge zwischen Himmel und Erde". Wer eben nur die wichtige ethische und in ihrer fühlenden Theilnahme so schlechthin natürlich echte Stellung von Hamlets Geist innerhalb der Handlung bedenkt, wird dieser Annahme kaum widerstreben. Am Allermeisten aber legt das die Behandlung des Mystischen in den letzten Dramen Shakespeares nahe, die wir, da eine Prüfung aller seiner Dramen, hinsichtlich ihres mystischen Gehaltes, für einen Vortrag etwas Unerschöpfliches sein würde, darauf hin heute zu betrachten uns vorsetzten. In Shakespeares Dramen verbinden sich reiche in seinen Tagen noch lebendige Geistesschätze des Mittelalters mit der aufgehenden Wissenssonne einer neuen Zeit und ihrer Philosophie wie mit ihren geläuterten religiösen Anschauungen. Was sein wahrhaftiger Genius an der Grenze zweier Zeiten stehend, uns einerntet, das ist und es wird sein. Die alten Gedanken kehren immer wieder im Laufe der Menschheitsgeschichte, aber sie kehren zurück in verwandelter Gestalt und, was das Mittelalter mit Zuhilfenahme des Satans und satanischer Mächte sich deutete, das suchen wir heute zu erklären mittels einer psychologischen Wissenschaft. Nach du Prels Satz wollen wir nicht die Wissenschaft in mystischen Nebel auflösen, sondern den mystischen Nebel wissenschaftlich erhellen. Bei Shakespeare spielt der Satan schon so gut wie gar keine Rolle und, wenn Hamlet in seinen Gewissenspeinigungen einmal meint, dass der Satan in allerhand Gestalten den Menschen äffe, so ist deutlich, dass das weder die eigentliche Meinung des Helden über seines Vaters Geist noch die des Dichters ist.

Willkür wäre es, gerade die letzten Stücke Shakespeares für unsre Betrachtung auszulesen, wenn sie nicht zusammen einen bestimmten Abschnitt in der Behandlungsweise darstellten. Dies ist nun in merkbarer Weise der Fall mit den vier letzten Werken: „Cymbelin", „Sturm", „Wintermärchen" und „Heinrich VIII." Alle diese Werke besitzen weder die furchtbare Tragik und leidenschaftliche Spannung, wie etwa „Hamlet", „Lear", „Macbeth", „Othello" und viele frühere Tragödien, noch die komische Kraft und Heiterkeit seiner Komödien. Ihr Gesammteindruck ist tief ernst, auch voll tragischer Motive, aber in ihnen allen, selbst in

„Heinrich VIII.", der ja schwere tragische Katastrophen einschliesst, herrscht eine milde Ruhe, ein seliger Frieden, wie nach den Stürmen die Stille in der Nähe des Hafens. Es schrieb diese Stücke kein Greis, sondern ein Geistesgewaltiger auf der Höhe und in der Vollkraft seines Lebens; Shakespeare stand in der zweiten Hälfte seiner vierziger Jahre, beim Schlusse von „Heinrich VIII." vielleicht im fünfzigsten Lebensjahre, als er sie verfasste. Von abnehmender Kraft ist in ihnen nichts zu verspüren, aber es sind Schlusssteine, Abschiedsmale, mit denen ein mächtiges Geisteswirken bewusst sich selber abgrenzt. Bereits Jahre vor ihrer Entstehung hatte sich Shakespeare auf den von ihm erworbenen Landsitz an seinem heimathlichen Avon zurückgezogen und in „Cymbelin", „Sturm" wie „Wintermärchen" findet das unverfälschte Glück und die Echtheit des Landlebens Verherrlichung gegenüber der Entartung, Falschheit und Verblendung der höfischen Kreise.

Es ist aber noch ein Ferneres, was wenigstens sehr deutlich dreien dieser Stücke und theilweise auch „Heinrich VIII" gemeinsam ist. Alle Stücke Shakespeares haben — wie überhaupt im Unterschiede von den „modernen" Pseudoveristen die Werke aller echten Dramatiker — die Eigenschaft, dass über Characteren und Handlung ein allgerechtes Schicksal waltet, eine Weltenlenkung, in deren Händen alles scheinbar regellose Zusammentreffen der verschiedensten Umstände, das Concert der Gesammthandlung, wie sie sich aus dem Handeln der einzelnen zusammenschliesst, ruht. In diesen letzten Werken hat indess Shakespeare diese überirdische Schicksalsleitung unmittelbar eingeführt; er lässt sie nicht blos empfinden, er zeigt sie auch, indem er dabei gern im Geiste der Renaissance die Gestalten des antiken Götterhimmels uns darstellt, und zwar thut er dies, wohl zu merken, ohne einen deus ex machina herbeizuziehen, indem er sich die Handlung ruhig gemäss den Characteren fortentwickeln lässt und nur die waltende Obhut der Götter darweist.

In München ist jetzt Gelegenheit geboten zum ersten Male „Cymbelin" unverändert nach dem Texte Shakespeares auf unserer dafür so hilfreichen Reformbühne zu sehen. Niemand wird in dem wunderbaren Werke Merkmale einer abnehmenden Kraft verspüren und ein so geistvoller Bewunderer Shakespeares, wie Ed. Wilh. Sievers, pflegte sogar — was freilich nur die eigenartigen Schönheiten dieses Dramas erweist, die den andern Gipfeln von ihrer Pracht nichts benehmen dürfen — Cymbelin unter Shakespeares Schöpfungen die allerschönste zu nennen. Das göttliche Walten wird zur Anschauung gebracht in der Scene, in der die Geister seiner abgeschiedenen Lieben über dem Lager Leonats erscheinen und für ihn beten. Da spaltet sich die Wand des Kerkers, Jupiter wird sichtbar unter dem Getöse seiner Donner und verkündet, dass die Sorge der Betenden unnöthig sei, dass der Ausgang ihm gehöre:

„Den hemm' ich, den ich liebe; süsser nur
Wird sein vertagter Lohn. Traut meiner Macht;
Mein Arm hebt auf den tiefgefall'nen Sohn,
Sein Glück erblüht, die Prüfung ist vollbracht."

Eine Tafel, auf der ein Orakelspruch geschrieben, reicht Jupiter hernieder und so wie sich die dunklen Worte dieses Orakels hernach erfüllen, wird es wieder ersichtlich, wie die Lenkung dieser Schicksale in den Händen des höchsten Gottes hier ruht.

Leonat ist in Wahrheit so schwer geprüft, wie er hoch und edel ist. Seine Prüfungen führen alle noch einmal im Gebete die Geister der verstorbenen Eltern und Brüder eindringlich vorüber. Vor der Geburt verlor er den Vater, bei der Geburt die Mutter, aus deren Leib er entschnitten werden musste, verwaist kam er in die Fremde; als er da sich herrlichsten Ruhm und der Frauen edelste errungen, wurde er von dem, welchem sein Schwert alles that, vom Vater seiner eignen Gattin, verbannt und als Verbannter wider die ferne Imogen so sehr in Wahn und eifersüchtige Wuth durch die blendenden Scheinbeweise niedrigster Arglist hineingetrieben, dass er die Tötung seiner Gattin anbefahl. Und nun schmachtet er, nachdem er heimgekehrt im Bauernkittel „schlecht aussen, kostbar innen", Wunder der Tapferkeit für den undankbaren Cymbelin vollbrachte und sich in durstigem Todesverlangen dann, wieder als Römer gekleidet, absichtlich selbst hat von den Britten ergreifen lassen, völlig lebensmüde im Gefängniss, aber die einzige Sehnsucht des Schmachtenden ist nicht eine Wendung seines Glückes, sondern in brütend dumpfer Verzweiflung der Tod von Henkers Hand. Ich will im Vorbeigehen mit ein paar Worten hier mich gegen die Urtheile Oechelhäusers wenden, der eine solche Verzweiflung Leonats unwürdig und unmännlich findet — eine wahrlich höchst thörichte Kritik! Wenn ein so hoher Mann, wie dieser Posthumus, freilich auch durch ein Theil seiner Schwäche und Schuld, aber in einer deshalb für ihn nur um so qualvolleren Art den Glauben an die edelste Frau und damit an alles Edle der Welt verloren und Imogens Blut erblickt zu haben meint, das auf seinen Befehl vergossen wurde, wenn ein so hoher Mann jedes Ideal ausser sich und in sich so tief gestürzt glaubt, dann hat, wenn irgendwo, die Lebensmüdigkeit des Männlichsten ihre Rechtfertigung und ihm wird in einer Apathie, in der er nicht einmal die Hand gegen sich selbst erheben mag, auch der Block des Henkers willkommen sein. Zu näherer Characteristik Leonats und seiner Eifersucht im Vergleich mit der eines Othello und Leontes dürfen wir hier nicht abschweifen; nur diese Kennzeichnung seiner Gemüthsverfassung war von Nöthen, um die ganze Bedeutung und Schönheit des Auftrittes, in dem die Geister ihm zur Hilfe kommen, einzusehen. In Shakespeares Quellen steht von diesen Geistererscheinungen nichts, sie sind ganz seine Erfindung. Leonat hat mit dem Leben gänzlich abgeschlossen; er fleht sogar im Gebete, dass die Götter gnädig seien, indem

sie ihm zur Busse den Riegel der Gefängnissthür aufthuen, ihm den Weg zum Tod öffnen und zur „ew'gen Freiheit."

„O mein Gewissen!"

ruft er,

„Du bist gefesselt mehr als Fuss und Hand."

Er betet:

„Für's theure Leben Imogens, nehmt meins,
Und gilt's auch nicht so viel, ist's doch ein Leben.
Ihr prägtet es, man wägt nicht jede Münze,
Man nimmt des Bildes wegen auch die leichtre."

Da nahen sich nun über ihm, als sein Flehen abbricht und ermattet in den Gedanken an Imogen der Schlaf ihn übermannt, jene Geisterwesen und, wo seine Lippen nichts Glückliches mehr erbitten können, da sind sie da, um statt seiner sein Heil zu erflehen. In anderer Weise, als Leonat es denkt, wird nun wirklich sein Kerker geöffnet und ihm sein Leben zu seinem Danke geschenkt werden; denn er wird die totgeglaubte Imogen wiedersehen. Das ist nun gleich wieder ein Punkt, in dem dieses Schauspiel mit den beiden folgenden zusammentrifft: das Wiedererscheinen Totgesagter. Schon früher hat dieses Motiv Shakespeare in „Viel Lärm um Nichts", in „Was Ihr wollt" und in der „Komödie der Irrungen" angewandt, am bedeutungsvollsten aber in diesen letzten Dramen. Wenn Imogen, über welcher schon die wehmüthigen Totenklagen gesungen wurden, in blühender Jugendschönheit wieder zum Leben ersteht, muthet es uns nicht an wie ein Sinnbild der Auferstehung, verkündigend, dass aller Tod überhaupt nur das sei, was unablässig die lächelnde Weisheit Shakespeares vom echten Sein scheidet: ein Schein? (Schluss folgt.)

In Sachen der Vivisection.

Die Frage der Vivisection, worüber jüngst in der Berliner „Zukunft" Anhänger und Gegner ihre Stimme abgegeben haben, geht auch den Okkultismus an, in welchem bekanntlich auch die Thiere eine Rolle spielen, deren monographische Behandlung leider bisher noch aussteht. Diese würde bis zur Evidenz lehren, dass die aller Naturwissenschaft Hohn sprechende Behauptung, nur der Mensch sei ein seelisches Wesen, auch der Erfahrung widerstreitet, da auch magische Funktionen bei Thieren vorkommen, die oft mit dem nichtssagenden Wort „Instinkt" bezeichne werden. Solche Wesen in der Weise zu behandeln, wie es in der Vivisection geschieht, widerstreitet also ganz und gar der vom Okkultismus gelehrten Moral, daher ich zur Ergänzung der Debatte in der „Zukunft" einige Worte beifügen möchte.

Das Urtheil des Publikums über Werth oder Unwerth der Vivisection schwankt, und das ist sehr erklärlich, da ja selbst innerhalb der ärztlichen Kreise die Urtheile ganz entgegengesetzt lauten. Dagegen kann diesem Schwanken wenigstens in Einem Punkte leicht ein Ende bereitet werden, bezüglich der Frage nämlich, ob das vivisectorische Experiment als Unterrichtsmittel in medizinischen Collegien angewendet werden darf. Dafür genügt es, dass ich dem Publikum den Bericht eines Augenzeugen unterbreite, der mir über eine in München gehaltene Vorlesung vor längerer Zeit Folgendes schrieb:

„. . . Um zu beweisen, dass die Bright'sche Nierenkrankheit nicht durch wässerige Verdünnung des Blutes bewirkt werde, war einem mittelgrossen Hunde 4—6 Stunden lang, von Morgens bis zur Abhaltung der Vorlesung physiologische Kochsalzlösung durch eine Canüle in eine Halsvene (v. jugularis) eingespritzt worden. Der Hund war auf dem bekannten Operationstisch ins Auditorium gefahren, lag auf dem Rücken, sein Kopf wurde durch das bekannte Mauleisen nach rückwärts gedrückt; die Füsse waren mit Stricken umschnürt, einzeln angebunden und an den Stellen, wo die Stricke angriffen, geschwollen, d. h. ödematös. Ein Diener setzte das Eingiessen der Flüssigkeit in die Vene fort. Auf die Anschwellung der Beine machte der Docent besonders aufmerksam als nicht beweisend für das Experiment. Aus der einen Augenhöhle des Thieres floss Blut. Diese Erscheinung habe mit dem Experiment nichts zu thun, erklärte der Docent; ein College, der ein Auge nöthig gehabt, habe dasselbe herausgenommen.

Mich erregte dieser gräuliche Anblick so heftig, dass ich zitterte und meinen ganzen Willen aufbieten musste um dem Vortrag folgen zu können, und nicht Alles zu verlieren, was der Docent sagte. Während der Vorlesung verendete das unglückliche Thier. Als es im Todeskampf mit dem Schwanze wedelte, lachte ein Theil des Auditoriums!! was mich auf Tiefste empörte. Der ganze Vorgang ist mir unvergesslich und ich habe ihn oft als Beweis für die Herzlosigkeit mancher Menschen erzählt. . . . Als Angehöriger der Universität . . . . käme ich natürlich in Verlegenheit, wenn mein oder . . . .'s Name genannt werden würde. etc. etc."

Dies der Bericht des Augenzeugen. Da derselbe inzwischen selber Professor geworden ist, kann ich seinen Namen um so weniger nennen; ich würde ihn gleichsam zum Denunzianten eines Collegen machen.

Das Publikum mag sich nun sein Urtheil über die Zulässigkeit dieser Unterrichtsmethode selber bilden. Das meinige fasse ich in die Worte zusammen, dass wenn solchen Zuständen nicht Einhalt geschieht, die allmählige Verrohung des ärztlichen Standes die nothwendige Folge sein würde.

Bereits vor einigen Jahren habe ich in der gelesensten Münchener Zeitung — „Neueste Nachrichten" vom 6. und 29. August 1893 — unter

Angabe von **ärztlichen** Quellen die öffentliche Anklage erhoben, dass die Vivisection im Ausland und auch in Deutschland bereits bis zu Versuchen an lebenden Menschen in den Spitälern gediehen sei, und sprach auch von einem Fall, der München betrifft. Die „Neuesten Nachrichten“ haben damals dem Angegriffenen ihre Spalten zur Verfügung gestellt, er hat aber aus guten Gründen **nichts** erwidert. Darauf wollte ein Mitglied der bayrischen Abgeordneten-Kammer Klarheit in die Sache bringen und interpellirte den betreffenden Minister, der es aber für gut fand, mit einer Phrase über die Sache hinwegzugleiten. Der Abgeordnete besuchte mich darauf, und ich gab ihm verschiedenes Material mit nach Haus, das ich aber nach kurzer Zeit mit dem Bemerken zurückerhielt, er habe unter seinen Collegen **nicht einen einzigen** gefunden, der bereit sei, ihn zu unterstützen.

So steht es also heute um die Frage der Vivisection. Das Publikum muss sich eben selber helfen, und scheint auch dazu geneigt zu sein; denn wie ich vernehme, ist ein internationaler Weltbund[1]) zur Unterdrückung der vivisectorischen Greuel im Entstehen begriffen. Da die Versuchsthiere zudem zusammengestohlen werden, sollte man, wo immer es möglich ist, die Vivisectoren wegen Diebstahl gerichtlich belangen.

Von meinem, den Lesern hinlänglich bekannten Standpunkt aus füge ich nur noch wenige Worte bei: Jeder gute Somnambule kann der medizinischen Wissenschaft bessere Dienste leisten, als sämmtliche Vivisectoren zusammengenommen; denn er kann die physiologischen Processe in seinem eigenen Innern, wie an anderen **lebenden** Menschen beobachten und darüber **sprechen**, während das Versuchsobject des Vivisectors ein stummes Thier ist, das allmählich zu Tod gemartert wird. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen hat den Beweis geliefert, dass ein solches Schauen der Somnambulen möglich ist; es ist also nur eine Frage der Zeit, dass die Somnambulen, noch bevor sie von der offiziellen Wissenschaft herangezogen wurden, ihr entbehrlich gemacht werden durch Apparate für die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mit Röntgenstrahlen. Dann wird man über die Vivisection das Urtheil fällen, dass sie, abgesehen von ihrer moralischen Niederträchtigkeit, auch noch ein wissenschaftlicher Anachronismus ist.

Dr. **Carl du Prel.**

Konfessionelles Christenthum und okkultistische Forschung.

Von Dr. **F. Maier,** Professor a. D. in Tübingen.

II.

Das zweite, über Spiritismus neu erschienene grössere Werk, das uns in erster Linie veranlasste, unserer ausführlichen Besprechung die obige

[1]) **„Weltbund zur Bekämpfung der Vivisection“.** Jahresbeitrag 50 Pf. Präsident: Dr. med. E. Arthur Lutze, Berlin, Belleallianceplatz 6a. (Siehe den anliegenden Aufruf an alle edel und sittlich fühlenden Menschen.) Anmeldungen nimmt auch die Redaction der „Uebersinnlichen Welt“ entgegen.

Ueberschrift zu geben, ist von Dr. Joseph Dippel in Dornach[1]) verfasst, wie es scheint, einem katholischen Priester, der mit gründlichstem Fleiss und anerkennenswerther Objektivität seinen Gegenstand studirt und die Früchte dieses leider rein theoretischen Studiums schon im Jahr 1880 in den Beilagen zur „Augsburger Postzeitung“ (No. 1—20), sowie in einer Abhandlung über den „Spiritismus“ für die in Würzburg erscheinenden „Katholischen Studien“ (1881) niedergelegt hat. Nachdem die erste Auflage dieses Schriftchens im Buchhandel seit Jahren vergriffen war, hat der Verfasser für seine erweiterte Arbeit hauptsächlich auf die inzwischen von katholischer Seite neu erschienenen Werke des Jesuitenpaters Dr. J. E. Wieser (Professor der Theologie an der Universität Innsbruck): „Der Spiritismus und das Christenthum“ (Regensburg 1881), des verstorbenen Eichstätter Professors Dr. Math. Schneid: „Der neuere Spiritismus“ (Eichstätt 1880) und des Dompropstes und päpstlichen Hausprälaten in Paderborn Dr. Wilhelm Schneider: „Der neuere Geisterglaube“ (Paderborn 1885) aus sachlichen, wie aus konfessionellen Gründen Rücksicht nehmen zu sollen geglaubt.

Sein eigenes, mit einem den Gebrauch erleichternden ausführlichen Namen- und Sachregister versehenes Werk zerfällt in 19 Kapitel, in einen allgemeinen, einen besonderen und einen „die wichtigsten Versuche der Erklärung der spiritistischen Phänomene“ behandelnden Theil. In der Einleitung geht er, wie von einem treuen Sohn und Vertheidiger seiner Kirche nicht anders zu erwarten ist, von dem Satz aus, so lange ein wahrhaft religiöser (d. i. kirchlicher) Geist die Menschen beherrsche und leite, werde auch in allen übrigen Stücken Ruhe und Ordnung, Friede und Sicherheit herrschen, sobald aber die religiöse Gesinnung verschwunden sei, wanke und wackle es an allen Ecken, so dass dem gesellschaftlichen, wie dem staatlichen Wohlstande die grösste Gefahr der Auflösung und der Zerstörung drohe. Es ist nun klar und kann leicht durch geschichtliche Beispiele belegt werden, dass allerdings überall da, wo die staatliche Ordnung und die gesammte sittliche Lebensauffassung auf kirchlicher Basis, bezw. auf der durch die Priester den Gemüthern von frühester Jugend auf eingeprägten Glaubenslehren ruht, eine Unterwühlung der letzteren, bezw. eine Erschütterung der Ueberzeugung des Volks von der priesterlichen Unfehlbarkeit auch die kirchlichen Stützen der Sittlichkeit und der Unterordnung unter die von der Geistlichkeit anerkannte und geheiligte Autorität der weltlichen Machthaber nothwendig ins Wanken bringen und ein auch die öffentliche Moral vorübergehend gefährdendes Uebergangsstadium des Zweifels und Unglaubens gegenüber allen bisher für richtig gehaltenen

---

[1]) Dr. Joseph Dippel, „Der neuere Spiritismus“ in seinem Wesen dargelegt und nach seinem Werthe geprüft. Zweite gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. München (Rudolf Abt) 1897. — 280 S. gr. Preis 3,60 (geb. 4,50).

religiösen und ethischen Anschauungen herbeiführen muss. Thatsächlich pflegen aber, was gleichfalls die Weltgeschichte erweist, solche Revolutionen einer seit Jahrhunderten bestehenden Weltanschauung, mögen sie nun auch äusserlich zu politischem Umsturz durch Gewalt, sei es von oben oder von unten, führen, oder sich zunächst ausschliesslich auf religiösem, philosophischem oder sozialem Gebiet vollziehen, eine wohlthätige Erneuerung der intellektuellen und ethischen Lebensfrische zu bedingen, welche dem Fortschritt der menschlichen Kultur zu Gute kommt.

Nach der Darstellung des Verfassers, der ähnlich wie die in den künstlich abgegrenzten Kreis des christlichen Dogmas gebannten scholastischen Philosophen des Mittelalters alle Erscheinungen des christlichen Lebens durch die gefärbten Gläser seiner bei ihm in Fleisch und Blut übergegangenen kirchlichen Anschauungsform betrachtet, wird unsere Zeit am besten durch die Gegenüberstellung der beiden Gegensätze: „Hie Christenthum — hie Atheismus, hie Eifer für die Religion, — hie Unglaube, hie religiöses d. i. christliches — hie modernes Bewusstsein“ charakterisirt.

Für die Untergrabung des Kirchenglaubens und die Zunahme allgemeiner Sittenlosigkeit macht er die in die Fussstapfen Voltaire's[1]), Rousseau's und der Enzyklopädisten getretenen modernen Freigeister, einen Ludwig Feuerbach, einen David Fr. Strauss, einen Eduard von Hartmann verantwortlich. Auch die Sozialdemokraten, deren ganzes Streben darauf gerichtet sei, ohne die mindeste Sorge um die Seligkeit im Jenseits sich einen Himmel schon auf Erden zu verschaffen, seien — was ja schliesslich zugegeben werden muss — nur die gelehrigen Schüler des Liberalismus, des Rationalismus und speziell des Materialismus, dessen Anhänger in den Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten und des besitzenden Bürgerthums nach Millionen zählen. Völlige Religionsfreiheit sei eben gleichbedeutend mit Religionslosigkeit und durch Gewährung der Ehescheidung und Bezahlung regelmässiger Unterstützungen an „schwanger gewordene Buhlerinnen“ fördere man von staatswegen geradezu die Unzucht!

Schon der 1588 als Sohn eines Predigers in England geborene Thomas Hobbes habe mit seiner Politik die Tyrannei, mit seiner Moral die Lüderlichkeit befördert, und die in seine Fussstapfen tretenden Philosophen John Locke und David Hume seien die eigentlichen Lehrmeister der französischen Religionsstürmer geworden, die dann mit der immer weiter um sich greifenden Verleugnung und Verwerfung der göttlichen Autorität der Kirche die Säulen und die Grundfeste der Wahrheit vollends erschüttert haben.

---

[1]) Anm. Die Deutung des bekannten Losungsworts Voltaire's: Ecrlinf d. h. Ecrasez l'infâme! auf: Vernichtet den Gottlosen d. i. den Gottmenschen (Christus) ist uns neu; wir deuteten l' = la (nicht le) und bezogen es direkt auf die Kirche.

Auf die Frage, wie es denn möglich war, dass der Unglaube so grossartige Verbreitung und so zahlreiche Anhänger auch in katholischen Kreisen finden konnte, weiss der gelehrte Verfasser die bei seinen Geschichtskenntnissen ihm doch sehr nahe liegende Antwort nicht zu finden. Das Wort Jesu von dem dumm gewordenen Salz und von der Erkennbarkeit des Wahrheitsgehalts einer Lehre an ihrer sittlichen Wirkung auf ihre Bekenner findet ja unzweifelhaft seine Anwendung auf die im Mittelalter zunehmende sittliche Entartung des Klerus selbst, der vielfach genau das Gegentheil von den erhabenen Lehren seines Herrn und Meisters praktisch übte und durch seine unduldsame Herrschsucht, vor allem aber durch die vom Cölibat geförderte schamlose Lüderlichkeit, wie sie z. B. bei dem Konzil zu Constanz offen zu Tage trat und namentlich auch am päpstlichen Hofe zu Hause war, was auch unbefangene katholische Beurtheiler zugeben müssen, selbst am meisten zur Auflösung des Glaubens an die angeblich göttliche Autorität der Kirche und ihrer Vertreter beigetragen hat. Wie kann man denn dem Volk zumuthen, einen entsagungsvollen sittlichen Lebenswandel zu führen, wenn man nicht selbst mit gutem Beispiele vorangeht? Die so ziemlich überall gemachte Wahrnehmung, dass die mit der Gewalt der Sündenvergebung begabten Priester heimlich „Wein tranken", während sie öffentlich „Wasser predigten", und dass gerade in den Klöstern, die ein musterhaftes, gottgefälliges Leben ermöglichen sollten, die schandbarsten Laster grassirten, mussten doch schliesslich alles „pfäffische Wesen" vermöge der bekannten Verallgemeinerung der an den einzelnen Vertretern der Kirche gemachten Beobachtungen als pure Heuchelei erscheinen lassen, und haben thatsächlich das Ansehen der Religion und die öffentliche Sittlichkeit weit mehr geschädigt, als alle freidenkerischen Schriften der „Aufklärer" aus früherer oder neuester Zeit; denn „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"! —

Es ist bezeichnend, dass der Verfasser, welcher auf S. 204 sogar den Spiritismus der Begünstigung des Selbstmords beschuldigt und ihm die Zunahme von Mord, Wahnsinn und Ehebruch in seiner Heimath Amerika in die Schuhe schiebt, von diesem sittlichen Verfall innerhalb der kirchlichen Kreise selbst, worüber man die Belege in jeder Kulturgeschichte finden kann, und von der statistisch nachgewiesenen Häufigkeit der Verbrechen gerade in streng katholischen Ländern und Gegenden überhaupt nichts zu wissen scheint, oder aber es wenigstens für zweckgemäss erachtet, alles was von gegnerischer Seite in dieser Hinsicht etwa eingewendet werden könnte, ad majorem Dei (et cleri) gloriam einfach mit Stillschweigen zu übergehen, damit der vom Unglauben „vielleicht noch nicht angekränkelte fromme Leser" ja nicht merkt, wo „der Hase im Pfeffer liegt".

Der durch die in der protestantischen Kirche „zu einer förmlichen Vivisektion der heiligen Schrift gewordene" Bibelkritik genährte „Offenbarungs-Nihilismus" und die „Maulwurfsarbeit" der liberalen, bezw. sozial-

demokratischen Presse, sowie namentlich auch das „einseitige Studium der Naturwissenschaft" haben nun trotz den von der letzteren nicht zu erklärenden Thatsachen, welche nothwendig ein immaterielles, höheres, persönliches (?) Wesen zur Voraussetzung haben und jedem denkenden Menschen eine spiritualistische Weltauffassung nahe legen, unter den sogenannten Gebildeten, besonders den vornehmen Lebemenschen allmählich einen praktischen Materialismus gezeitigt, gegen welchen der Spiritismus eine auf den ersten Anblick wohlthätig erscheinende Gegenströmung bilde. Aber nicht die von den Spiritisten durch ihre Medien und ihre Geister gelehrte neue Welt- und Lebensanschauung, sondern nur die Rückkehr zum Glauben an einen persönlichen Gott auf der Grundlage der Theologie und Philosophie der Vorzeit im Sinn eines Thomas von Aquino vermöge die erwartete Rettung der Gesellschaft zu ermöglichen. —

So wenig wir nun von unserem rein menschlichen Standpunkt diese Voraussetzungen des Verfassers, der es im Widerspruch mit aller geschichtlichen Erfahrung für möglich hält, ein veraltetes, auch im Volksbewusstsein bereits untergrabenes, weil durch unzweifelhafte Ergebnisse sämmtlicher Natur- wie Geisteswissenschaften im Einzelnen längst widerlegtes Lehrsystem durch künstliche Mittel neu zu beleben, für richtig oder auch nur für wissenschaftlich zulässig erklären können, müssen wir seinen nachfolgenden Ausführungen über Begriff, Wesen, Alter und Verbreitung des Spiritismus in Amerika und in Europa, über Medien und Mediumschaft, spiritistische Vereine und Sitzungen, Entlarvungen einiger Medien, sowie auch über die wichtigsten spiritistischen Erscheinungen, namentlich die Materialisation, und endlich über die wichtigsten Versuche der Erklärung der spiritistischen Phänomene doch das Lob zollen, dass er seinen Gegenstand, wenn auch nur aus der einschlägigen Litteratur, aufs gründlichste studirt hat und neben scharfsinniger kritischer Befähigung das wohlthuende Bestreben einer unparteiischen Würdigung auch der ihm persönlich nicht zusagenden Doktrinen an den Tag legt. Seine sehr fleissig ausgearbeitete Zusammenstellung der bisherigen Geschichte des Spiritismus und seine eingehende Kenntniss der für und gegen denselben vorgebrachten Beweisgründe macht seine Arbeit auch für den okkultistischen Forscher zu einem werthvollen Nachschlagebuch, wie die spiritistische Litteratur selbst bis jetzt kaum ein besseres bieten dürfte. Wir beschränken uns im folgenden darauf, hauptsächlich diejenigen Partieen hervorzuheben, wo wir gegen seine Auffassung Einwände zu machen haben.

Die Frage, ob dem Spiritismus die Anerkennung als einer wissenschaftlichen Frage gebührt, möchte Verfasser weder einfach bejahen noch schlechthin verneinen, was in sofern richtig erscheint, als es ja ganz darauf ankommt, was unter Spiritismus verstanden wird. Der von ihm vorzugsweise berücksichtigte französische Offenbarungs-Spiritismus, wie ihn die vom Verfasser überall zitirten bekannten Bücher von Allan Kardec über die Geister und über die Medien lehren, kann bei aller Achtung vor der

vielseitigen Erfahrung dieses neuen Propheten und vor der sittlichen Reinheit und Erhabenheit seiner angeblich von höheren Geistern geoffenbarten Lehren auch nach unserem Urtheil einer streng wissenschaftlichen Kritik nicht stand halten.

Während wir selbst aber in der sorgfältigen Prüfung aller, also auch der von den Spiritisten behaupteten Phänomene die erste Aufgabe und zugleich eine Pflicht der Wissenschaft erblicken, welcher der von Crookes inaugurirte neuere Experimental-Spiritismus gerecht zu werden sucht, verwirft Verfasser den modernen Spiritismus schlechtweg deshalb, weil er „eine widernatürliche, gewaltsame Verbindung mit den Abgeschiedenen", einen von der Kirche, den Bischöfen und dem päpstlichen Stuhl ausdrücklich verbotenen, durch sogenannte Medien oder Mittelspersonen geschäfts- und gewohnheitsmässig zu vermittelnden Verkehr mit den Geistern anzubahnen suche. Trotzdem erklärt er aber unmittelbar nachher, dass es, so beklagenswerth auch diese theoretische Verirrung und der damit verbundene abergläubische Kult sein möge, weder der Würde der Wissenschaft noch der Liebe zur Wahrheit entsprechen würde, wenn man, weil sich manche spiritistische Erscheinungen als Schwindel und Betrug oder als krankhafte Einbildungen und Täuschungen erwiesen haben, damit beginnen würde, dieselben alle als Hokuspokus vornehm zu belächeln, indem es sich um eine nicht mehr zu ignorirende Zeitströmung handle, mit der die Naturwissenschaft und die Philosophie schon wegen ihrer in verhältnissmässig wenigen Jahren gemachter grosser Eroberungen zu rechnen habe. Auch Prof. Dr. Schneider spricht sich in seiner schon erwähnten Schrift treffend dahin aus, dass es der Wissenschaft nicht zur Ehre gereicht, Unerklärbarkeit und Unmöglichkeit verwechselnd, vor jedem seltsamen Faktum sogleich Reissaus zu nehmen oder sich vor den niederen Sphären unglaubwürdiger Begebenheiten vornehm abzuschliessen, so dass Dilettantismus, Charlatanerie und Aberglaube zum grössten Schaden der Menschheit freien Spielraum gewinnen. Er fügt im Gegensatz zu dem „um die katholische Wissenschaft hochverdienten" Eichstätter Professor Dr. Mathias Schneid, der alle spiritistischen und hypnotischen Erscheinungen, sogar den „Magnetismus und Somnambulismus" für „Teufelsspuk" erklärte, noch weiter hinzu, eine dämonistische Theorie von so excessivem oder exclusivem Charakter, dass sie jeder anderen den Mund verschliesst und den gesammten Spiritismus, obendrein noch gar den Hypnotismus als ihre unannahbare Domäne erklärt, zerstöre nicht bloss das Vertrauen auf die Kraft des forschenden Menschengeistes, sondern auch den Glauben an eine feste Natur- und Weltordnung, mithin an die göttliche Weltregierung; denn wenn alles, was in den spiritistischen Sitzungen geschieht, ein Werk der Dämonen ist, dann gäbe es für die Macht und Willkür dieser boshaften Geister keine Grenze mehr. Verfasser gelangt demnach mit dem Jesuitenpater Wieser schliesslich doch zu der Ansicht, dass der Spiritismus nach den sorgfältigen Untersuchungen der bewährtesten Männer deutscher

Wissenschaft auch bei uns, wie in andern Ländern eine wissenschaftliche Frage von bedeutendem anthropologischem und kulturgeschichtlichem Interesse geworden ist, folglich auch ein Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung bildet, möge man nun die Opfer der spiritistischen Epidemie entweder der Strafrechtspflege oder der Psychiatrie oder abwechselnd beiden überantworten zu müssen glauben.

Hinsichtlich des Ursprungs und Alters des Geisterglaubens verweist der Verfasser im Anschluss an das grosse Werk von Dr. Leonhard Schneider: Die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker (Regensburg 1870) auf den Totenkult und speziell den weitverbreiteten Schamanismus bei wilden Naturvölkern, indem die sich in Paroxismus, Ekstase oder Trancezustand versetzenden Schamanen (ursprünglich asiatische Zauberpriester, die den amerikanischen Medizinmännern, den afrikanischen und australischen Hexenmeistern, den finnischen und lappländischen Vorstehern von Zauberschulen entsprechen) nach zahlreichen ethnographischen Berichten und den Zeugnissen sachkundiger Anthropologen offenbar als Personen mit mediumistischen Eigenschaften zu betrachten seien.

Als Begründer des modernen Spiritismus betrachtet Verfasser den am 11. August 1826 von armen Eltern zu Bloominggrove in der Grafschaft Orange im Staate New-York geborenen „Seher" Andreas Jakson Davis, der in seinen „Prinzipien der Natur", die 1846 gedruckt wurden und in kurzer Zeit 40 Auflagen erlebten, für die nächste Zeit Manifestationen der Geister in Aussicht stellte, wie sie dann im März 1848 im Hause der unscheinbaren Familie Fox zu Hydesville bei New-York durch Klopflaute wirklich erfolgten.

In Europa fand der neue Geisterglaube sowohl bei den nüchternen Engländern, als auch bei den leicht erregbaren Franzosen Anklang, wo der dritte Napoleon die von Hippolyte Leo Denisard Rivail (einem Schüler Pestalozzi's) unter dem Schriftstellernamen Allan Kardec mit grossem Geschick und Erfolg verbreitete und philosophisch vertiefte spiritistische Lehre, für welche auch der mit seiner Schwester Julie in den höheren Gesellschaftskreisen eingeführte schwedische Baron von Güldenstubbe durch seine „Positive Pneumatologie" (jedoch mit Anfeindung seines von ihm als unwissender Kompilator von Mediumschriften verdächtigten Nebenbuhlers) eintrat, begünstigte, weil er in der Lieblingsidee Kardec's von der Wiederverkörperung der Abgeschiedenen ein Mittel erblickt haben soll, die Ansprüche der Arbeiter auf den ihnen jetzt versagten vollen Lebensgenuss durch die Aussicht auf eine dadurch verdiente Wiederkehr unter günstigeren Verhältnissen zu beschwichtigen.

Für England wurden die Experimente von William Crookes mit Daniel Home und mit Florence Cook, für Deutschland diejenigen

Zöllners mit Slade, für Russland das Eintreten des „panslavistischen“ Staatsraths Aksakow[1]) von massgebender Bedeutung.

Den professionellen Medien bringt Verfasser mit Dr. Schneider — und zwar, wie auch die neuesten, von wahrheitsliebenden Spiritualisten selbst konstatirten Entlarvungen beweisen, keineswegs mit Unrecht — das grösste Misstrauen entgegen, so dass er von 100 Berufs-Medien nicht drei vom Verdachte betrügerischer Manipulationen ganz ausschliessen möchte. Trotzdem giebt er zu, dass es vom Einzelnen auf das Allgemeine keinen zwingenden Schluss giebt, und dass, wenn auch bei jedem neuen Versuch die grösste Vorsicht und die aufmerksamste Beobachtung, die minutiöseste Untersuchung jedes verdächtigen, wenn auch scheinbar unbedeutenden Nebenumstandes auf einem immer noch so dunkeln und so schwierig zu untersuchenden Gebiet dringend geboten erscheint, doch Manifestationen, welche in Anwesenheit und auf Veranlassung wissenschaftlicher Männer, die als Autoritäten in der Experimentirkunst gelten, unter Beachtung rigorosester Vorsichtsmassregeln, erfolgt sind, nicht von vornherein damit abgethan werden dürfen, dass man ohne positive Anhaltspunkte behauptet, die Experimentatoren seien Opfer schlauer Betrüger oder geschickter Taschenspielertriks geworden. Die physischen Phänomene, vor allem die Materialisationen geben selbst nach Allan Kardec die meiste Gelegenheit zu Betrügereien, da sie sich mehr dem Auge als der Intelligenz darbieten und daher von Taschenspielern leicht nachgeahmt werden können. Auch nach Aksakow's Auffassung sind die intellektuellen Manifestationen entscheidend für die Unterscheidung der animistisch und der spiritistisch zu deutenden Phänomene.

Der Spiritismus besteht aber ebensowenig aus einem drehenden Tisch, als die ganze Physik aus gewissen Spielwerkzeugen der Kinder; es ist vielmehr nach dem „Buch der Medien“ eine alle die Menschheit interessirenden Fragen berührende Philosophie, die nur durch ernstes Studium erlernt werden kann und deren Ziel die moralische Veredlung der Menschheit ist. Deshalb wendet der Verfasser der spiritistischen Lehre namentlich in ihrem Verhältniss zum Christenthum, und ihren ethischen Konsequenzen im 12., 13. und 14. Kapitel seine besondere Aufmerksamkeit zu. Er erblickt in ihr — und auch hierin pflichten wir ihm bei — eine (freilich meist unbewusste) Modifikation der Deszendenztheorie, insofern beide einen beständigen Fortschritt, eine Entwicklung des Höheren aus dem Niederen behaupten. Dass sich die meisten Spiritisten gegen den Darwinismus trotzdem ablehnend verhalten, erkläre sich aus der Rücksicht auf die Gefahren desselben für

---

1) Anm. Die auf S. 66 aufgestellte Behauptung von einer definitiven Uebersiedlung Aksakows nach Leipzig beruht offenbar auf Irrthum. Ebenso wird S. 66 der verstorbene Baron Lazar Hellenbach als noch lebend und die längst eingegangenen Zeitschriften: „Licht, mehr Licht!“ und „Der Sprechsaal“ fälschlich als noch fortbestehend angeführt.

die Lehre von einer Geisterwelt. Auch sonst finden sich übrigens in den verschiedenen Richtungen innerhalb des Spiritismus handgreifliche Widersprüche und tiefgreifende Differenzen in den wichtigsten metaphysischen Fragen. (Letzteres trifft bekanntlich in erster Linie bei der von spiritistischer Seite grösstentheils bejahten, theilweise aber auch entschieden verneinten oder wenigstens offen gelassenen Frage zu, ob neben der unendlichen Zahl theils niederer, theils höherer, theils guter, theils böser Geister auch ein selbstbewusster guter, bezw. böser allerhöchster Geist, also ein persönlicher Gott und ein Teufel anzunehmen sei oder nicht.) (Schluss folgt.)

Professor William Crookes Rede,

gehalten in der „Society for Psychical Research" in London.

Uebersetzt aus den „Proceedings" der Gesellschaft (März 1897).

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass die von der Phantasie des Volkes geschaffenen bösen und übelthäterischen Wesen jenem Typus ähneln, der durch eine grössere Anziehungskraft der Erde entstehen müsste — den Kröten, Reptilien und den kriechenden und giftigen Thieren — ja der Böse selbst wird in der letzten Form dargestellt, welche ein Gehirn und ein für dieses Gehirn nöthigen Organismus annehmen könnten, wenn die Anziehungskraft der Erde den höchsten Grad erreichte, unter dem die Existenz lebender Wosen möglich wäre — die Form der auf der Erde kriechenden Schlange. Dagegen sind unsere erhabensten Schönheitsformen jene, welche bei einer Verminderung der Anziehungskraft allgemein werden würden.

Die „Göttertochter in ihrer göttergleichen Grösse" und der gewandte Gymnastiker gefallen uns durch den Triumph über die irdische Schwere, den sie durch ihre Statur oder ihre Gewandtheit erringen. Es ist wahr, dass wir der Fliege nicht die gleiche Bewunderung zollen, obwohl ihr Ueberwinden der Schwerkraft ohne den Beistand der Flügel so erstaunlich ist; aber so wunderbar wie er auch ist, ist der Körper der Fliege ebenso wie der unsrige genau durch die Schwerkraft bedingt.

Aber die Einbildungskraft des Volkes stellt sich geistige Wesen als gänzlich unabhängig von der Schwerkraft vor.

Wenn also geistige Wesen sich unseren Augen oder unserer inneren Vision sichtbar machen wollten, so würden sie ihr Ziel verfehlen, wenn sie uns nicht unter einer erkennbaren Gestalt erschienen; sie müssten sich also in einem Körper und in Gewändern zeigen, an die wir stets gewöhnt gewesen sind.

Die körperliche Wesenheit, die Gestalt, der Raum sind, wie ich glauben muss, die zeitlichen Bedingungen unserer augenblicklichen Existenz. Es ist schwierig, sich ein geistiges Wesen vorzustellen, das einen Körper wie den unsrigen hätte, welcher durch die von der Erde ausgeübte Anziehungskraft bedingt, und mit Organen versehen wäre, welche das Bedürfniss der Ernährung und des Auswurfs der verbrauchten Producte voraussetzen. Ebenso schwierig ist es für uns, die wir von unseren materialistischen Anschauungen umschlossen, in ihnen befangen sind, uns die Intelligenz, die Denkkraft, den Willen ohne Gestalt und Materie existirend, und von allen Gesetzen der Schwere und der Ausdehnung befreit vorzustellen. Ein ähnliches Problem ist bereits von Gelehrten aufgestellt worden. In seinen Betrachtungen über die Natur der Materie drückt sich Faraday[1]) in einer Sprache aus, welche mutatis mutandis auf meine hier erwähnten Voraussetzungen Anwendung findet. Dieser eminente Philosoph speculirte über die innerste Beschaffenheit der Materie, und indem er an das kleine, harte und undurchdringliche Atom des Lucretius dachte und an die Kräfte und Formen der ihm innewohnenden Energie, welche sich gewöhnlich damit

1) Die Atomtheorie von Boscowich scheint mir einen grossen Vorzug vor anderen besser bekannten zu haben. Die Atome sind nach B. reine Kraftzentren oder Kräfte und und keine Partikeln der Stoffe, in denen sich die Kräfte befinden. Wenn wir, entsprechend der gewöhnlichen Vorstellung von den Atomen, das Partikelchen der Materie ohne jede Kraft **a** nennen und mit **m** das Kraftsystem bezeichnen, das sich in dieser oder um diese Materie befindet, so verschwindet nach der Theorie von Boscovich das **a** oder es wird zu einem rein mathematischen Punkt, während es der allgemeinen Vorstellung nach ein kleines unveränderliches, undurchdringliches Stück der Materie ist und das **m** eine darum gelagerte Athmosphäre von Kraft.

Meiner Meinung nach verschwindet der Kern **a**, und die Substanz besteht aus Kräften **m**, und in der That, welche Vorstellung können wir uns von dem Kern ohne seine Kräfte machen? Alle unsere Wahrnehmungen, alle unsere Kenntnisse des Atomes und selbst unsere Einbildungskraft beschränken sich auf die Vorstellung von seinen Kräften, von welchem, uns noch unbekannten geistigen Standpunkt aus sollten wir dieses eingebildete **a**, das sich von den bekannten Kräften emancipirt hat, wohl betrachten?

Einem ungeschulten Geist wird es ja schwer fallen, sich die Kräfte der Materie unabhängig von einem „Materie" genannten Etwas vorzustellen, aber es ist gewiss viel schwieriger, und in Wirklichkeit unmöglich, sich die Materie unabhängig von den Kräften zu denken. Diese Kräfte erkennen wir in jedem Phänomen der Schöpfung, aber die abstracte Theorie kennen wir in keinem; warum wollen wir also das Bestehende einer Sache voraussetzen, von der wir nichts wissen, einer Sache, die wir uns nicht denken können und für die durchaus keine philosophische Nothwendigkeit existirt".

Wenn wir uns ein Atom als ein Kraftcentrum denken, so wird das, was man gewöhnlich als Gestalt bezeichnet, von jetzt an die Disposition und die relative Intensität der Kräfte bezeichnen. Alles was wir über die Vertheilung in einem soliden materiellen Kern und um denselben vermuthen können, das dürfen wir uns auch von einem Kraftcentrum vorstellen.

Diese Art, sich die Beschaffenheit der Materie vorzustellen, scheint nothwendigerweise zu dem Schlusse zu drängen, dass die Materie den ganzen Raum ausfüllt. Dann ist die Materie nicht nur gegenseitig durchdringbar, sondern jedes Atom dehnt sich, so zu sagen, durch das ganze Sonnensystem aus, während es doch sein eigenes Kraftcentrum behält. (Faraday: Ueber die Natur der Materie im Phil. Mag. 1844. Band XXIV. p. 136.)

verbinden. Er kam zu dem Schluss, dass diese Anschauung nothwendigerweise die Vermuthung mit sich führen müsse, dass die Atome sich nicht nur gegenseitig durchdringen können, sondern dass sich auch jedes von ihnen durch den ganzen Raum erstrecke und trotzdem ein eigenes Kraftcentrum erhalte.[1]) Jene Art, die Beschaffenheit der Materie zu betrachten, welche Faraday der gewöhnlichen Anschauung vorzog, ist genau dieselbe, nach der ich die Beschaffenheit geistiger Wesen mir vorstelle: Centren von Intelligenz, von Willen, Energie und Kraft, jeder von ihnen durchdringbar und gleichzeitig das durchdringend, was wir den Raum nennen, aber jedes Centrum seine eigene Individualität, das Dasein seines eigenen Ichs und eines Gedächtnisses bewahrend. Was die Frage betrifft, ob jene intelligenten Centren geistiger verschiedener Kräfte, welche untereinander verbunden den Charakter oder Karma des Menschen bilden, auf irgend eine Weise mit jenen Formen der Energie in Verbindung stehen, welche, wenn concentrirt, das materielle Atom bilden, und ob diese geistigen Ganzheiten materielle sind, nicht in dem groben Sinne eines Lucretius, sondern aus einer sublimirten Substanz bestehend, wie sie der durchdringende Verstand eines Faraday sich vorstellte — das ist eins jener Geheimnisse, die uns einfachen Sterblichen vielleicht auf immer unlösbar bleiben werden.

Die Betrachtungen, zu denen ich jetzt übergehe, sind schwieriger und an jene gerichtet, welche nicht nur ihre Blicke allzu sehr auf die Erde beschränken, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, ja selbst die Möglichkeit der Existenz einer unsichtbaren Welt leugnen. Diesen will ich entgegenhalten, dass wir thatsächlich an der Grenze einer unsichtbaren Welt stehen. Ich spreche hier keineswegs von einer geistigen oder immateriellen Welt, sondern nur von der Welt des unendlich Kleinen, welche wir immer noch materiell nennen müssen, obgleich die Natur, aus der sie besteht, etwas ist, was zu begreifen unsere begrenzten Fähigkeiten nicht ausreichen. Es ist eine Welt der Kräfte, die ich nicht „molekular“ im Gegensatz zu „massiv“ nennen möchte, deren Wirkungen jedoch sich fast stets ausserhalb der Grenze unseres Wahrnehmungsvermögens äussern, im Gegensatz zu jenen, die auch von den groben Sinnen des menschlichen Organismus wahrgenommen werden können. Ich frage mich, wie ich sowohl Ihnen, als auch mir selbst es recht begreiflich machen kann, welch' einen Wechsel in der Anschauung der Weltgesetze es hervorbringen müsste, wenn auch nur die Grösse des Beobachters verändert werden würde. Diesen neuen Beobachter muss ich mir nothwendigerweise vorstellen. Ich werde nicht versuchen, mit der glänzenden Phantasie des grossen Satirikers zu wetteifern, der als Postulat einen weit geringeren Unterschied in der Körpergrösse aufgestellt hat und daraus in „Gullivers Reisen“ die Absurdität, die

---

[1]) Ich erwähne hierbei, dass die moderne Idee des kreisenden Atomes (l'atome tourbillon) diese Bedingungen ebenfalls erfüllt.

Relativität so vieler Dinge in unserer Moral und unserer Politik deducirt hat: aber mich ermuthigt das Beispiel meines Vorgängers auf diesem Stuhle, des Professors William James aus Harward von dem ich sogleich ein überraschendes Gleichniss mittheilen werde, wie ich es gerade für meine Zwecke brauche.

Hier ist also dieser Miniaturmensch, dieser „Homunculus“, der mit Ihrer Erlaubniss mir zum Aufbau meiner Fabel dienen soll. Ich kann ihn nicht gerade inmitten der Bewegungen der Moleküle stellen, da es mir unmöglich ist, mir dieses Milieu vorzustellen; aber ich verleihe ihm eine Gestalt von so mikroskopischer Kleinheit, dass die Molekular-Kräfte, die wir im gewöhnlichen Leben kaum bemerken, wie die Spannung der Oberfläche, die Capillarität, die Brown'schen Bewegungen für ihn so deutlich, ja so übermächtig werden, das er nur sehr schwer an die allgemeine Anziehungskraft wird glauben können, über welche wir, seine Schöpfer, ihn unterrichtet haben würden. Setzen wir ihn auf ein Kohlblatt und überlassen wir ihn seinem Schicksal.

Die Oberfläche des Kohlblattes erscheint ihm wie eine unendliche Ebene von dem Umfange mehrerer tausend Quadratmeilen. Für dieses winzige Wesen scheint das Blatt mit ungeheueren funkelnden und durchsichtigen Kugeln (den Thautropfen) übersäet, welche unbeweglich bleiben und deren jede — im Vergleich zu seiner Grösse — die grossen Pyramiden an Höhe übertrifft. An der einen Seite scheinen sie ein blendendes Licht auszustrahlen. Voll Neugierde nähert er sich und berührt einen dieser Globen, der seinem Druck widersteht, wie etwa ein Kautschukball, bis durch einen Zufall die Oberfläche platzt. Augenblicklich fühlt er sich gefasst, und nachdem er im Kreise umhergewirbelt worden ist, bleibt er irgendwo an der Oberfläche dieser Kugel hängen, ohne sich befreien zu können. Nach Verlauf von einer oder zwei Stunden bemerkt unser Homunculus, dass die Kugel kleiner wird und endlich ganz verschwindet, so dass er seinen Forschungen wieder nachgehen kann. Nachdem er sein Kohlblatt verlassen hat, irrt er auf dem Erdboden umher; er findet ihn schrecklich felsig und bergig, bis er vor sich eine grosse Fläche desselben Stoffes sieht, aus dem jene Kugeln auf dem Kohlblatt gebildet waren. Aber anstatt sich in die Luft zu erheben, wie dort, breitet sich diese Materie über einen Abhang aus, scheint an den Rändern eine Mulde zu bilden und gestaltet sich endlich zu einer horizontalen Oberfläche. Nehmen wir nun an, er hielte in seiner Hand ein Gefäss, von einem seiner Grösse entsprechenden Umfang, also etwa wie unser Litermaass für uns, und durch eine geschickte Manipulation gelänge es ihm, dieses Gefäss zu füllen. Wenn er es umkehrt, kann er feststellen, dass das Wasser nicht herausläuft und nur durch heftige Stösse herausgetrieben werden kann. Ermüdet durch die Anstrengungen, die er gemacht hat, um das Gefäss zu leeren, setzt er sich ans Ufer und unterhält sich damit, Steine und andere Dinge

ins Wasser zu werfen. Im allgemeinen gehen nasse Steine oder andere Gegenstände unter, während sie im trocknen Zustande an der Oberfläche bleiben; dies wird auch der Fall sein mit einem Stückchen polirten Stahles, einem silbernen Bleistifthalter, einem Endchen Platinadraht, einer Stahlfeder, oder mit Gegenständen, welche etwa die zwei- bis dreifache Dichtigkeit der Steine besitzen. Ja, wenn es ihm und seinen Freunden wirklich gelänge, einen jener ungeheueren Stahlklötze, die wir Nähnadeln nennen, auf's Wasser zu werfen, so bildete sich unter ihr eine Vertiefung in der Oberfläche und sie schwämme ruhig oben. Nach diesen und einigen anderen Beobachtungen stellt er seine Theorien über die Eigenschaften des Wassers und der Flüssigkeiten im Allgemeinen auf. Wird er den Schluss ziehen, dass die Flüssigkeiten dahin neigen, sich zu nivelliren, dass ihre Oberfläche im Zustande der Ruhe horizontal ist, und dass feste Körper, die man in eine Flüssigkeit bringt, je nach ihrem geringeren oder grösseren specifischen Gewicht untergehen oder schwimmen? Nein, er wird sich für berechtigt halten, zu behaupten, dass die Flüssigkeiten im Zustande der Ruhe sphärische oder wenigstens gekrümmte Gestalt annehmen, convex oder concav, je nach schwer zu bestimmenden Umständen, dass sie nicht aus einem Gefäss in ein anderes gegossen werden können, dass sie der Anziehungskraft widerstehen, die also nicht allgemein ist, und dass die Körper denen gleich, welche er handhaben und bewegen kann, im Allgemeinen nicht in den Flüssigkeiten untersinken, ob nun ihr spezifisches Gewicht gering oder bedeutend sei. Aus der Art und Weise, wie sich ein mit einem Thautropfen in Berührung gebrachter Körper verhält, wird er selbst überzeugende Gründe entnehmen, um an der Trägheit der Materie zu zweifeln.

Schon ist unser Menschlein durch das beständige und unberechenbare Bombardement von Gegenständen belästigt worden, die in der Luft umherfliegen; denn jene Körperchen, welche wir so gern im Sonnenstrahl schweben sehen, werden in einer sehr unangenehmen Weise um unseren mikroskopischen Homunculus tanzen, der nie weiss, woher sie kommen und wie sie ohne Flügel schweben können. Aber bald wird er erkennen, wie sehr er die Schwierigkeit für ungeflügelte Wesen, sich von der Erde zu erheben, überschätzt hat, sobald er nämlich eine schreckliche Kreatur, einen gepanzerten Behemot, entdeckt hat, der sich voller Wildheit gen Himmel schwingt, um da auf Beute zu stossen, und er wird zum ersten Male der Majestät der gemeinen Stubenfliege die ihr gebührende Huldigung darbringen.

Der Zufall fügt es, dass er des Nachts in irgend ein ruhiges Gewässer blickt. Während kein Hauch dessen Oberfläche furcht, keine Erwärmung einen Zug verursacht oder die Spannung an der Oberfläche verändert, bemerkt er kleine unbelebte Gegenstände, die ruhig im Wasser zu liegen scheinen. Da plötzlich bewegt sich eins; hier ein anderes. Nach und

nach überzeugt er sich, dass die Dinge, wenn sie nur klein genug sind, immer in Bewegung sind. Vielleicht wird unser Homunculus besser im Stande sein als wir, uns diese Brown'schen Bewegungen zu erklären. Oder wird er es begreifen, dass der, welcher Zeuge dieser Erscheinungen ist, unklar die Beschaffenheit der Materie erblickt und es erräth, dass diese Bewegungen ein Ueberrest, das Resultat der inneren molekularen Bewegungen sind, welche nicht zum Stillstand gekommen sind, wie dies bei den Aggregaten des Stoffes nothwendigerweise eintreten muss, die mehr als mikroskopischen Umfang haben?

Unser Homunculus wird sich ohne Zweifel Dingen gegenüber sehen, die ein noch viel peinlicheres Erstaunen bei ihm hervorrufen werden. Und dieser Unterschied seiner Auslegung der Erscheinungen wird nicht daher kommen, dass er etwa noch unbekannte Kräfte entdeckt, eben so wenig davon, dass die vorhandenen Gesetze der Natur sich plötzlich verändern, sondern einfach aus dem Umstande hervorgehen, dass durch die Verminderung seiner Körpergrösse die Erscheinungen der Capillarität, der Spannung der Oberfläche etc., eine relative Bedeutung erhalten, die sie für uns nicht haben. Geschöpfe, deren Verstand vollständig entwickelt ist, werden die Wirkungen dieser Kräfte zu jenen Erscheinungen zählen, welche die Aufmerksamkeit erst dann auf sich ziehen, wenn die Wissenschaft schon einen gewissen Fortschritt gemacht hat. Bei so kleinen Wesen, wie wir sie uns hier denken, würden dieselben Wirkungen von grösster Bedeutung sein und mit Recht nicht als eine Ergänzung der allgemeinen Anziehungskraft angesehen werden, sondern als die Folgen einer unabhängigen, ja selbst gegenwirkenden Kraft.

Die Naturwissenschaft jener Homunculi würde also von der unsrigen sehr verschieden sein. Bei dem Studium der Wärme würden sie vermuthlich unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Wie sollten wir physikalische Untersuchungen dieser Art anstellen, wenn wir die Temperatur der Körper nicht nach Belieben erhöhen oder vermindern dürften? Zu diesem Zweck muss man Feuer machen können. Der jetzige, auch der weit hinter der Civilisation zurückgebliebene Mensch kann gewisse Stoffe mittelst Reibung, Percussion, oder indem er die Sonnenstrahlen darauf concentrirt, in Brand setzen; aber damit dieses Thun auch ein Feuer entzünde, muss man sich bedeutender Mengen von Materie bedienen, sonst wird die Wärme abgeleitet oder strahlt aus, sobald sie erzeugt ist, und nur selten wird eine wirkliche Verbrennung erreicht werden.

Das würde bei der Chemie solcher kleinen Geschöpfe der Fall sein, wenn diese Wissenschaft für sie eine Möglichkeit wäre. Man wird mir zugestehen, dass die Grunderscheinungen, aus denen sich unsere chemischen Untersuchungen herleiten, die der Verbrennung sind. Aber wie wir gesehen haben, würden so winzige Wesen nicht im Stande sein, stets Feuer zu erzeugen, ausgenommen durch gewisse chemische Reaktionen,

und würden auch nur wenig Gelegenheit haben, deren Natur zu untersuchen. Sie könnten gelegentlich einem Waldbrand, einem vulkanischen Ausbruch beiwohnen, aber bei so grossen Catastrophen, welche unsern Liliputanern nur die Erscheinung der Verbrennung offenbaren würden, fänden sie keine Gelegenheit, deren Ursachen und Wirkungen ruhig zu untersuchen.

Ja noch mehr, wenn wir daran denken, dass es ihnen unmöglich sein würde, Wasser aus einem Probegläschen ins andere zu giessen, so müssen wir einsehen, dass alle Vorgänge der chemischen Analyse und alle Manipulationen, bei denen man sich der Luftpumpe bedient, für sie auf immer ein verschlossenes Buch bleiben würden.

Sehen wir uns nun das andere Extrem an und untersuchen wir, wie die Natur Geschöpfen von ungeheuerer Grösse erscheinen müsste. Die Schwierigkeiten, welchen sie begegnen, und die irrigen Auslegungen, welche sie erdenken würden, wären denen der Pygmäen ganz entgegengesetzt. Die capillarische Anziehung, die Cohäsion der Flüssigkeiten, die Spannung der Oberfläche, und die Krümmung der Flüssigkeiten an ihrer Umrandung, der Thautropfen und die Bewegungen sehr kleiner Körper auf einem Wassertropfen, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Metalle und viele andere, uns vertraute Erscheinungen blieben ihnen unbekannt. Während den Pygmäen alles härter erschiene, würden selbst Granitblöcke für ein Geschlecht von Kolossen nur schwache Hindernisse sein.

Auch ein anderer, sehr merkwürdiger Unterschied zwischen uns und jenen enormen Geschöpfen würde sich zeigen: wenn wir zwischen unsere Finger eine Prise Erde nehmen und diese Finger dann um einige Zoll weiter bewegen, fühlen wir nichts besonderes. Die Erde wird je nach dem grösseren oder geringeren Grade von Zähigkeit einen gewissen Widerstand leisten, aber irgend eine andere merkliche Reaction werden wir nicht verspüren.

Nehmen wir nun an, dieselbe Handlung werde von einem Riesen ausgeführt, der im Stande wäre, einen Finger in einer Sekunde einige Meilen weiter zu bewegen. Er wird eine sehr starke Reaktion spüren. Die Masse Sand, Erde, Steine etc., die er mit so grosser Schelligkeit fortbewegt, wird ausserordentlich heiss werden. So wie der Homunculus die Verbrennung nicht nach seinem Willen ins Werk setzen kann, so wird der Koloss kaum eine Bewegung machen können, ohne eine mehr als unbequeme Hitze zu erzeugen; er wird das was er berührt, nicht festhalten können. Natürlicherweise wird er den Granitblöcken und den anderen Mineralien, aus welchen die Oberfläche der Erde besteht, Eigenschaften zuschreiben, wie wir sie dem Phosphor zuerkennen, der sich durch eine leichte Reibung entzündet.

Ist es noch nothwendig, die hieraus sich ergebende Lehre zu erörtern? Wenn eine mögliche — ja sogar eine ganz vernunftgemässe Aenderung

einer einzigen der Kräfte, welche die Entwickelung des Menschengeschlechts bedingt haben, wie die der Anziehungskraft unsere äussere Form, unseren Anblick, unsere Proportionen, so verändern könnte, dass wir eine in jeder Hinsicht verschiedene Rasse würden, wenn die einfachen Unterschiede in der Körpergrösse es dahin bringen können, dass die einfachsten physikalischen und chemischen Vorgänge ein so vollständig verschiedenes Ansehen gewinnen, wenn die Geschöpfe, nur weil sie von mikroskopischer Kleinheit oder von ungeheurer Grösse sind, den von mir angeführten Hallucinationen unterworfen sind, so wie vielen anderen, welche ich ebenfalls hätte erwähnen können, ist da der Schluss nicht gerechtfertigt, dass auch wir, obwohl wir uns der „goldenen Mittelmässigkeit“ erfreuen, nur wegen unserer Grösse und unseres Gewichtes in ganz falsche Erklärungen jener Phänomene verfallen, Erklärungen, die wir vermeiden würden, wenn wir oder der von uns bewohnte Erdball grösser oder kleiner, schwerer oder leichter wäre? Ist diese Wissenschaft, auf die wir so stolz sind, nicht durch zufällige Umstände bedingt, und verräth sie nicht einen hohen Grad von Subjectivität, die wir uns bis jetzt gar nicht zugetraut hätten und welche zu unterdrücken fast unmöglich ist?

(Schluss folgt.)

„Das Schattenreich“ oder „Licht aus dem Jenseits.“

Von Mrs. E. d'Espérance.

Aus dem Londoner „Light“ ins Deutsche übertragen

von **Paul Stopp**, Dresden.

Zur Erzeugung von Pflanzen verlangte „Yolande“ Sand und Wasser, und diese wurden deshalb immer in Bereitschaft gehalten. Bei dieser Gelegenheit veranlasste sie einen der Mitsitzer, eine Caraffe je zur Hälfte mit Sand und Wasser zu füllen, und dann bedeckte sie dieselbe mit dem Stoff ihres Schleiers, den sie von ihren Schultern nahm. Dann wurde den Cirkelmitgliedern gesagt, zu singen, worauf folgendes geschah:

„Während wir sangen, bemerkten wir, dass der Stoff sich vom Rande „der Caraffe emporhob, vollkommen sichtbar jedem Einzelnen von den „20 Zeugen, die in nächster Nähe alles beobachteten. „Yolande“ kam „wieder aus dem Cabinet hervor und betrachtete die Caraffe eifrig. Sie „schien sie sorgfältig zu prüfen und hielt theilweise den Stoff etwas in die „Höhe, als ob sie befürchtete, dass durch denselben ein darunter befind-

„licher sehr empfindlicher Gegenstand zerdrückt werden könnte. Schliess-„lich nahm sie den Stoff ganz weg und unsern erstaunten Blicken zeigte „sich eine vollständige Pflanze, die eine Art Lorbeer zu sein schien. „Yolande“ hob die Caraffe, worin die Pflanze fest gewachsen schien, in die „Höhe; ihre Wurzeln, im Glase sichtbar, waren ringsum dicht vom Sand „eingehüllt.“

Nachdem Alle die Pflanze besichtigt hatten, stellte Herr W. Oxley sie neben sich auf den Fussboden und dann geschah etwas anderes aussergewöhnliches:

„Wir wurden durch Klopftöne zur Ordnung gerufen und gebeten, vor-„läufig nicht weiter über das Phänomen zu sprechen, sondern etwas zu „singen und dann ruhig zu sein. Wir folgten dem Verlangen und nachdem „wir gesungen hatten, ward uns durch Klopfen gesagt, die Pflanze wieder „zu besichtigen, was nur zu gern von uns geschah. Zu unserer grossen „Ueberraschung bemerkten wir dann, „dass eine grosse Blüthendolde im „Durchmesser von vollen fünf Zoll sich „gebildet hatte, während die Pflanze „auf dem Boden neben Herrn Oxley „stand.



„Wie war die Pflanze entstanden? „Entweder konnte oder wollte Yolande „es nicht sagen. Anscheinend war die „Pflanze einige Jahr alt. —

„Wir konnten sehen, wo andere „Blätter gewachsen und abgefallen „waren, und Narben fanden sich daran, „welche seit langer Zeit verwachsen „zu sein schienen. Aber wie der „Augenschein lehrte, war die Pflanze „im Sande der Flasche eben gewachsen, „da die Wurzeln entlang der innern „Glasfläche sich natürlich hingewunden „hatten; alle Fasern vollständig unver-„letzt, als ob sie auf dem Boden gekeimt „hätten und in ihrem Wachsthum an-„scheinend nie gestört worden wären. „Die Pflanze war nicht in die Flasche „hineingesteckt worden aus dem ein-„fachen Grunde, weil es unmöglich war, „die grossen faserreichen Wurzeln und „den unteren Theil des Stammes durch „den engen Hals der Flasche zu

„bringen, welche hätte zerbrochen werden müssen, wollte man die Pflanze „herausnehmen."

Diese Pflanze wurde nicht dematerialisirt, sondern ging ein und verfiel auf natürliche Weise; aber die prächtige Goldlilie (vorstehend abgebildet mit Frau E. d'Espérance) von 6—7 Fuss Höhe, welche sieben herrliche Blüthen trug und die gleicherweise anscheinend „aus nichts geschaffen" worden war, verschwand geheimnissvoll acht Tage später in kürzester Zeit. (Nicht zehn Jahre später wie im „Light" vom 11. Dec. 1897 irrthümlich gedruckt steht. Der Uebers.) Sie war von „Yolande" dematerialisirt worden (s. S. 329, 330 des Buches). Eine Lieblingsleistung „Yolande's" war es, Blumen für die Cirkelsitzer zu erzeugen, aus einem Gefäss, in dem augenscheinlich nichts weiter als Wasser enthalten war; eines Tages bat Frau d'Espérance um eine schwarze Rose, die sie auch sogleich erhielt.



Aber obgleich „Yolande" die anscheinende Urheberin aller dieser sogenannten Wunder war, so steckte doch, wie es schien, ein anderer mächtigerer Geist hinter ihr, für den „Yolande" liebende Achtung und Ehrfurcht zeigte und welcher vielleicht der wirkliche Urheber aller dieser Phänomene war. Dies war „Y-Ay-Ali" welche:

„eines der vollkommensten und „schönsten Geschöpfe war, die man sich „vorstellen kann, ihre hohe stattliche „Gestalt, ihre blendende Schönheit, „majestätisches Gebahren und ihre an„muthigen Bewegungen bildeten einen „entschiedenen Gegensatz zu „Yolandes" „katzenähnlichen Gebärden. „Y-Ay-Ali" „war thatsächlich ein Geschöpf aus „einer höheren Welt. Sie kam sichtbar „nur ein- oder zweimal, obgleich uns „häufig gesagt wurde, dass sie anwesend „sei; niemand der sie je gesehen, wird „sie so leicht vergessen können."

Das „zahlreiche Geisterbesucher" betitelte Kapitel enthält eine grosse, Menge Nüsse, an denen sich viele Vertreter einer materialistischen Wissenschaft sicherlich die Zähne zerbeissen können, wenn sie versuchen wollten, sie aufzuknacken, aus denen aber ein

ehrlicher Forscher im Spiritismus leicht die schönsten Kerne herausschälen kann. Ein Fremdling aus dem „Jenseits", der französisch sprach, erregte im Medium intensive Neugier, es fühlte, dass es diese unbekannte Frau sehen müsse,

„ich erhielt die Erlaubniss, meinen Sitz im Cabinet zu verlassen und „als ich schwach und mit Schwierigkeit mich ausserhalb des Cabinets vor „die Vorhänge begab, befand ich mich angesichts „meiner selbst!" — so „schien es mir wenigstens. Die Gestalt war etwas länger und breiter, das „Haar länger, die Gesichtszüge breiter, besonders die Augen grösser; ihr „in's Gesicht sehend war es mir, als sähe ich mein eigenes Bild im Spiegel; „so gross war die Aehnlichkeit."

Für den Augenblick war Frau d'Espérance äusserst bestürzt, aber später stellte sich heraus, dass diese „französische Dame" eine Verwandte von ihr war, die sie nie gesehen hatte. Medium und Phantom wurden von den Sitzungstheilnehmern nebeneinander gesehen, aber die grosse Aehnlichkeit zwischen beiden war oft ein Stein des Anstosses für Diejenigen, die Medium und Phantom nicht zu gleicher Zeit sahen.

Zwischen Frau d'Espérance und „Yolande" bestand eine seltsame Sympathie, welche vom Medium lebhaft empfunden wurde. „Yolande" war unabhängig von dem Willen des Mediums, aber dieses fühlte, dass irgend ein Unfall, der „Yolande" zustossen könnte, in irgend einer Weise auf das Medium selbst zurückwirken würde; und Frau d'Espérance fand, dass ihre Angst um die materialisirte „Yolande" diese oft wider Willen in's Cabinet zurücktrieb. (Schluss folgt.)

Hagenbeck's Fakire.

Von Uriarte.[1])

Die jetzt in allen grösseren Städten auftretenden Indier, sogenannte Fakire, haben — um etwaigen Irrthümern bei den Besuchern vorzubeugen — mit den echten indischen Fakiren, welche die unterste Stufe der sogenannten „Eingeweihten" bilden und sich durch jahrelange Kasteiungen der entsetzlichsten Art, nach indischer Anschauung, zu Werkzeugen der Elementargeister ausbilden, nichts zu thun, wenn auch der Impressario die Ersteren als Wunder-

---

1) Wir sind unserm geschätzten Mitarbeiter Herrn Uriarte, Verfasser der „Magie des 19. Jahrhunderts" (Verlag von Louis Heuser in Berlin, siehe „Uebers. Welt" de 1897, No. 1), für seine hochinteressanten Mittheilungen dankbar verbunden. Herr Uriarte war in früheren Jahren ein hervorragender und überall beliebter Prestidigitateur, der sich ursprünglich lediglich aus dem Grunde seiner Kunst widmete, weil er sich über die Echtheit mediumistischer Phänomene, die er bezweifelte, ein selbstständiges Urtheil bilden wollte. Jetzt ist er ein überzeugter Anhänger unserer Sache, wie er dies auch in seinem oben angeführten Werke ausgesprochen hat. Herrn Uriarte steht also ein sachverständiges Urtheil über die Hagenbeck'schen „Fakire" zu. Die Redaction der „Uebers. Welt."

menschen vorstellt und von ihren seltsamen, märchenhaft erscheinenden Zauberkünsten berichtet, welche hier zum ersten Male vorgeführt werden. Jeder Okkultist wird sofort zu der Ueberzeugung kommen, dass diese gut genährte, fröhliche Gesellschaft nicht im Entferntesten Aehnlichkeit hat mit den zu Skeletten abgemagerten Fanatikern, wie sie uns aus den Werken eines Jaccolliot (Paris 1875), Professor Kellar (Prince of Wales Reise in Indien 1875) u. s. w. bekannt sind. — Die Beschwörung der Schlangen als Einleitung ist wohl der schwächste Theil der Vorstellung, — die übersatten giftzahnlosen Schlangen lassen sich nicht einmal reizen, — sie werden überhaupt garnicht aufgemuntert, denn die ganze Beschwörung besteht eben nur darin, dass die einzelnen Mitglieder die Schlangen um Hals und Schulter nehmen und damit herumtanzen, wie es gleich gut und besser auf Jahrmärkten und Messen von „Riesendamen“ und „Schlangenköniginnen“ gezeigt wird. Das zweite Experiment, das Hervorsprudeln von Wasser aus einer kleinen Vase, ist dagegen in seiner Ausführung sehr gelungen und selbst der mit der technischen Magie Vertrautere wird das erste Mal getäuscht. Jedoch dürfen wir uns nicht so sehr zur Bewunderung hinreissen lassen, sondern bedenken, dass unsere Zauberkünstler mindestens das Gleiche und noch Besseres leisten. (Ich erinnere nur an den bekannten Goldfischfang, wo der Künstler als Schlusseffect das in den Schalen befindliche Wasser in dem Momente, wo er es scheinbar in den Zuschauerraum giesst, sich in Blumen verwandeln lässt.) — Das Gefäss, welches wohlweislich nicht vorgezeigt wird, ist so präparirt, dass es stets soviel Wasser zu fassen vermag, als es das Experiment verlangt, nach dessen Vorführung es dann wieder leer zu sein scheint. Solche Gefässe in ähnlicher Ausführung, als Waschlavoirs etc., liefern die bekannten Zauberapparate-Handlungen ebenfalls, und so sind auch in dem Kataloge der Zauberapparate-Fabrik von C. Willmann in Hamburg mehrere Arten derselben angeführt. Ferner hat der Inder in seinem Turban ein vorzügliches Deckmittel — nämlich einen Reserveballon —, in dem er Wasser vorräthig hält, mit welchem er unter verschiedenen Gestikulationen das Gefäss oder den Mund füllt. Es ist ganz ähnlich dem Experiment, welches von unseren Zauberkünstlern als das sich stets wieder füllende Weinglas vorgeführt wird, nur mit dem Unterschiede, dass das Glas frei vom Körper abgehalten wird, welches die Schwierigkeit des Experimentes noch erhöht. Das dritte Kunststück beginnt damit, dass der indische Gaukler einen mehrere Meter langen rothen Leinwandstreifen vorzeigt und dessen Enden zweimal abschneiden lässt (was übrigens garnichts mit dem auszuführenden Experimente zu thun hat). Darauf lässt er unter lauter Unterhaltung mit seinen Gefährten den Streifen scheinbar noch 2—3 mal durchschneiden, — in Wahrheit sind es in der Farbe übereinstimmende angelegte Stücke, nur diese werden zerschnitten. — Dann macht er verschiedene echte und unechte Schiebeknoten und verbrennt die Enden der scheinbar getrennten Streifen, — in Wirklichkeit also die angelegten — wirft hierauf auf äusserst bequeme Weise deren

erste noch sichtbare Enden weg, — (scheinbar reisst er sie ab) — die seither durch die Haltung der Hände verdeckt waren, und zeigt den Streifen wieder unbeschädigt in seiner ganzen Länge vor.

Jeder unbedeutende Zauberkünstler macht dasselbe Kunststück sofort nach. Ich und viele Andere sind gewiss derselben Ansicht, dass man das Verbrennen von Tüchern in den verschiedensten Ausführungen noch schöner und täuschender gesehen hat.

Das folgende Kunststück, das Hervorzaubern lebender Tauben, ist ein ganz veraltetes Stück, das in dieser Ausführung, von einem europäischen Künstler vorgeführt, auch nicht den geringsten Effect hätte. Die Leute arbeiten hier wie auch in dem nun folgenden Schlussstück unter Deckung grosser Tücher. Unsre Künstler holen Tauben und kleine Thiere aus einem vorher leergezeigten Cylinderhut — aus einer Flasche u. s. w. — der indische College holte die Tauben jedoch unter einem Korbe hervor, der sogar einen doppelten Boden besass, in dessen Zwischenraum bequem 1 — 2 Tauben Platz finden können. Den Boden des Korbes lässt er, nachdem die erste Taube unter dem Korbe und Tuch erschienen und die zweite zum Vorschein kommen soll, recht plump hinter seinem Rücken in seiner sitzenden Stellung verschwinden. Solche Taubenexperimente werden aber immer gerne gesehen, da sie durch das Erscheinen der lebenden gezähmten Thierchen immer auf die Zuschauer einen angenehmen Eindruck machen, die stets Sympathie für die Thierchen haben. — Und nun zu dem vielbesprochenen und hervorgehobenen Schlussstück. Der kleinste der fünf Indier, ein äusserst geschmeidiger, gewandter Junge, (bekannt ist ja die grosse Gelenkigkeit und Zähigkeit der Indier) wird dazu vorbereitet, demselben werden Hände und Füsse auf leichte Art gebunden und er zum Schluss in ein weitmaschiges Netz gesteckt. Auf dem Podium steht nochmals ein erhöhtes Brett, unter welchem man durchsehen kann, so dass die Vermuthung, das Experiment würde mit Versenkung ausgeführt, hinfällig wird. Der Korb, welcher sehr klein aussieht, aber doch eine ziemliche, nach aussen gebogene, Rundung hat, wird vorgezeigt — er ist auch imprägnirt — das Netz in welchem der Junge sich befindet, jedoch nicht; es hat verschiebbare Maschen! — Auf den offenen Korb wird nun der junge Mensch in kauernder Stellung gesetzt und sieht es jetzt so aus, als ob der Körper überhaupt nicht in den Korb hineingehe. Oben auf wird der Deckel des Korbes und über das Ganze das famose grosse Deckungstuch gelegt. Bald fängt denn auch unter der begleitenden Musik die ganze Geschichte an sich zu bewegen, was einen ganz komischen Eindruck macht. Plötzlich wird die hohe Stellage klein und im selben Moment fliegt auch aus dem Korbe das Netz mit dem Turban des im Korbe Eingeschlossenen. Ein Anderer holt unter der Decke die Fussglocken heraus, die sonst bei nachfolgenden Bewegungen durch das Geräusch das Experiment verrathen würden. Nun hebt der Gaukler den Deckel sammt Tuch in die Höhe, placirt das alles recht aus-

gebreitet hinter den Korb und setzt sich selbst in den Korb, damit den Beweis bringend, dass derselbe leer. Der im Korb vorher Befindliche hat unter Deckung der Decke hinter dem Korbe nun Platz genommen und steigt mit katzenartiger Geschwindigkeit und Geschmeidigkeit wieder unter Deckung des Tuches in den Korb hinein, das ihm der das Experiment Leitende übergehalten. Der Deckel des Korbes, der sich immer unter dem Tuche befindet und dem Tuche beim auf- und abheben immer die gleiche Façon giebt, dient zur täuschenden Vorführung bestens. Hierauf nimmt einer der Indier das grosse Tuch vom Korb (derselbe ist dann nur durch den Deckel verschlossen) nimmt das Netz mit Inhalt unter die Decke, geht vorn an die Brüstung des eigentlichen Podiums, macht einige Schwenkungen und Bewegungen und der Turban mit Netz ist verschwunden, d. h. ein Gehülfe unter dem Podium nimmt ihm das Netz rasch ab, als er das Tuch bis zum Boden herunterliess.

Nun stösst ein Andrer wieder mit einem Stock in die Mitte des Korbes durch den Deckel hinein, um damit zu beweisen, dass sich Niemand in dem Korbe befindet. Der in dem Korb Befindliche macht den jeweiligen Stössen selbstverständlich Platz und endlich wird der Deckel des Korbes geöffnet und der junge Mensch unter scheinbar grossen Anstrengungen hervorgeholt. Das Experiment, wie alle andern, wird unter einer den Ohren sehr empfindlichen monotonen Musik mit zugleich ableitenden Gesten begleitet. — Die ganze Sache ist recht nett gemacht, aber etwas Hervorragendes ist es nicht, haben wir doch an unserm Tuita-Wunder, dem wunderbaren Sarkophag, der stets leer vorgezeigt wird und in dessen Innern sich doch immer wieder eine Person befindet, eine noch viel unerklärlichere Pièce, ebenso auch an dem Korb des „orientalischen Zauberers Ben Ali Bey“, dem Wunderkoffer und Geisterschrank nach „Gebr. Davenport“ u. s. w. — Die Impressarien haben kein Glück mit den hier gezeigten Fakiren. Wie erging es doch den „schlafenden Fakiren“? Die Betrüger verliessen Nachts, nachdem die Hypnose aufgehoben, ihre gläsernen Särge und gingen den Freuden und Unterhaltungen der Grossstadt nach! — Ferner der Fakir, der „Solimann Ben Aissa“, der die Kunst der Unverwundbarkeit besitzen wollte, dessen Geheimniss allerdings noch in einem eigenthümlichen Pulver bestand, welches unter Entwicklung von Dämpfen die betreffenden Körpertheile unempfindlich machte, zu dem er auch noch künstlich offen gehaltene Fisteln unterhielt.[1]) — Es ist aber trotzdem nicht angängig,

[1]) Der „Scientific American“ bespricht gelegentlich der Vorführung der räthselhaften Unverwundbarkeit der Künstler, welche auf eine Leiter, deren Sprossen geschliffene Schwerter sind, steigen, sowie auf Glasscherben tanzen, ein chemisches Verfahren, wodurch die Unempfindlichkeit der Haut, resp. ihre Widerstandsfähigkeit erzeugt wird. Das Geheimniss besteht in der Zusammensetzung des Bades, welches die Künstler für ihre Füsse zubereiten, bevor sie an die Ausführung ihrer Kunststücke gehen. Dieses Bad macht sie unverwundbar. Seine Zusammensetzung ist folgende: In einer gewissen Menge Wasser löst man eine Quantität Alaun auf, das sehr schnell zergeht. In diese Mischung giesst

dass wir deswegen behaupten, es beständen überhaupt keine übersinnlichen Fähigkeiten in Indien. Allerdings müssen wir mit äusserster Vorsicht die Berichte von Reisenden aufnehmen, sicherlich fehlt uns, aber ein stichhaltiger Gegenbeweis, um zu sagen: Ihr seid getäuscht worden. Soviel steht aber fest, dass die Künste der bis jetzt hier gezeigten Fakire in keinem Verhältniss stehen zu den Berichten der schon erwähnten Reisenden Jaccolliot, Prof. Kellar u. s. w., und es wird auch äusserst schwierig sein, einen solchen indischen Wundermenschen aus seinem Lande, in dem er lebt und wirkt, hierher zu bekommen.

Lesefrüchte.

In „Fragen des öffentlichen Lebens", herausgegeben von Dr. jur. R. Wrede, II. Jahrgang, Heft 6, sagt in einer Abhandlung über „Ethnologie und Ethik" der Verfasser, Dr. Th. Achelis: „Die ganze moderne naturwissenschaftliche Psychologie, Wundt u. a. an der Spitze, hat mit Ribot, der dasselbe Resultat aus den pathologischen Zuständen und Zersetzungen unseres Bewusstseins erschliesst, den Satz bestätigt, den ein jüngst verstorbener scharfsinniger Ethnologe, A. H. Post, so ausdrückt: Dasjenige, was wir unser Bewusstsein nennen, ist jedenfalls nur ein verschwindend kleiner Theil des seelischen Gesammtlebens, welches in uns wirksam ist. Wie ein leichtes Lichtgewölk schwimmt es über einem unergründlichen Ocean. Fortwährend steigen aus den Tiefen unserer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen so scharfe Konturen, dass sie uns bewusst werden. Weitaus der grösste Theil unseres Seelenlebens, wird uns überall nicht bewusst; weitaus der grösste Theil unseres Seelenlebens, welches uns überall bewusst wird, wird uns nur als fertiges Resultat unbewusster seelischer Prozesse bewusst, nicht im Prozess seiner Entstehung. Ganz unbewusst bleiben uns die seelischen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkt unseres Wesens zunächst liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und andererseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblick, wo das Kind zum ersten Mal sich seiner bewusst wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden; ihre Entstehung ist identisch mit dem Akte des Bewusstwerdens. Unbewusste Seelenthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als farbige Bildungen jenen radikalen Gegensatz erzeugten, durch welchen der Mensch sich seiner und einer Welt bewusst wird. Ganz unbewusst bleiben uns auch die seelischen Thätigkeiten, welche der Welt den Schleier des Sinnlichen und dem Ich den Schleier des Seelischen umhängen. Unsere Welt ist nach allen uns an ihr zugänglichen Seiten durchaus ein Produkt unbe-

---

man Zinksulfat, das vollständig aufzulösen ist. Einige Minuten, bevor der Akrobat daran geht, sich auf der „Leiter der scharfen Säbel" zu produciren, badet er seine Füsse in der Mischung und lässt sie, ohne die Füsse abzuwischen, trocknen. In dem Augenblicke, bevor er vor den Zuschauern erscheint, taucht er seine Füsse in eiskaltes Wasser, trocknet dann das Wasser, ohne den Fuss zu frottiren, ab und ist damit für sein Kunststück gerüstet. Der Tänzer auf den scharfen Glasstücken bereitet sich in gleicher Weise vor, hat aber sofort nach dem Bade und vor dem Tanze seine Füsse mit gepulvertem Harz einzureiben. Die beiden Kunststücke werden stets mit der grössten Kaltblütigkeit ausgeführt und sie erregen um so mehr Bewunderung, als vor dem Beginne der Production die Säbel und einige Glasstücke dem Publicum zur Besichtigung überreicht werden, damit es sich davon überzeugt, dass es sich um keine Spiegelfechterei handelt.

(Die Redaction der „Uebersinnlichen Welt.")

wusst in uns wirksamer Seelenthätigkeiten. Licht, Wärme, Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Druck, Gewicht, selbst Raum und Zeit kommen nicht der Welt an sich zu, sondern sie sind Erzeugnisse seelischer Thätigkeiten, welche den psychologischen Thätigkeiten unserer Sinnes- und Centralorgane correspondiren und ein in uns erzeugtes Weltbild nach aussen verlegen.

Wenn die ganze moderne wissenschaftliche „Psychologie" hiernach nur erst gleichsam das leichte Lichtgewölk des Seelenlebens erforscht hat, so ist ihren Jüngern nur zu rathen, durch fleissiges Studium des Okkultismus zunächst wenigstens die Oberfläche des „unergründlichen Oceans" etwas genauer kennen zu lernen. Dr. N.

Die „Gartenlaube" und die „Klopfgeister". Seitdem sich im Hause der Familie Fox zu Hydeville und später zu Rochester jene merkwürdigen Thatsachen ereigneten, welche den Ausgangspunkt der modernen spriritistischen Bewegung bildeten, sind nun bald 50 Jahre dahingegangen. Mit Rücksicht hierauf hat sich denn auch die „Gartenlaube", die ja u. a. auch den Kampf gegen Aberglauben auf ihre Fahne geschrieben hat, gemüssigt gesehen, noch im letzten Hefte des Jahrg. 1897 ihren Lesern durch eine Plauderei über das „Geisterklopfen" aus der Feder R. Kleinpauls eine kleine Freude zu bereiten. Es werden darin die allbekannten Vorgänge im Fox'schen Hause zum so und so vielten Male, diesmal aber, um das Gericht schmackhafter zu machen, in der pikanten Sauce seichter Witzelei aufgetischt. Sollten sich unter den Lesern der „Gartenlaube" etwa auch Okkultisten befinden, so wird gerade ihnen der Artikel ein unbändiges Vergnügen bereitet haben wegen der darin reichlich aufgehäuften, unbeabsichtigten Komik. Damit aber auch die Leser der „Uebers. W." einen kleinen Genuss haben, mögen sie hier wenigstens die ob ihrer Einfachheit und Ueberzeugungskraft einfach verblüffende Erklärung der okkulten Phänomene vernehmen, die auf R. Kleinpauls reiche Erfahrungen im Okkultismus und seinen enormen Scharfsinn schliessen lässt! „Die Unterhaltung mit den Geistern beruht auf Selbsttäuschung, die sich mitunter bis zum Irrsinn steigern kann." Alle Achtung vor solcher Weisheit und — Vorsicht, ihr Okkultisten! Discite moniti! Dr. N.

Vermischtes.

Transcendentales Raum- und Zeitmaass in der Kunst. Die Natur des künstlerischen Schaffens ist von der „Neuen deutschen Rundschau" (S. Fischer's Verlag, Berlin) zum Gegenstand einer Umfrage gemacht worden, die in der jetzt vorliegenden Serie von Antworten interessantes Material zu Tage gefördert hat: Besonders charakteristisch ist, was drei Maler, die ganz besonders individuell angelegt sind, über die Entstehungsweise ihrer Werke berichten — Gabriel Max, der Mystiker, Hans Thoma, der Poet und Max Liebermann, der Realist. Gabriel Max schreibt: „Wenn die unbewusste Seele ein Bild vor dem inneren Auge entstehen lässt, ist man in einem somnambulartigen Zustand, der wohl oft, aber nie lang dauernd auftritt. Am tiefsten geräth man in diesen Zustand, wenn das Ohr eine dazu passende Musik in Wirklichkeit hört. Auch während der Ausführung eines so empfangenen Bildes verfällt man oft in diesen Zustand, bekommt kalte Füsse und Hände, Herzklopfen etc. Da gestört werden, wirkt wie ein gewaltsames Aufwecken, man wird zornig, grob, nervös." — Hans Thoma, der Maler voll kräftiger und gesunder Empfindung, lässt sich wie folgt vernehmen: „Aeussere Umstände für meine Lust und Fähigkeit zum künstlerischen Schaffen braucht es keine anderen als die, unter denen überhaupt der Mensch arbeiten kann — also Gesundheit — ausgeruht sein — und weil ich Maler bin, genügendes Licht. Wie ich zu den Ideen für meine Bilder gelange, kann ich nicht sagen — sie scheinen mir

in der Luft zu hängen und auf der Strasse zu liegen — und ich brauche sie mir nur zu nehmen, — ich habe über diese Frage noch nie nachgedacht. Ich träume viel von Bildern und sehe oft herrliche Dinge im Traume, ich bewege mich dann unter ganz eigenartigen Raumverhältnissen — fast möchte ich sagen, ich sehe rings- um; — ich habe es auch schon versucht, ein Bild nach der Erinnerung an einen solchen Traum zu malen; — aber das Bild braucht immer ein optisches Gesetz, welches im Traum aufgehoben ist, — so wird es etwas ganz anderes, als der Traum war. Ob ich solche Träume habe, weil ich Bilder male- oder ob ich Bilder male, weil ich solche Träume habe, weiss ich nicht. — Auch wenn ich Musik höre, sehe ich meistens schöne Bilder oder mache Pläne für solche."

Soweit die Münch. Neuest.-Nachr. No. 481 vom 18. Okt. 1897, die realistische Darlegung Liebermanns interessirt hier weniger. Zu der Erklärung Thomas kann Referent noch hinzufügen, dass die wunderbare Perspective, welche er in seiner Kindheit, während einer Krankheit öfter unter dem Gefühl des Schwebens genossen hat, ähnlich ist als ob mit einer gewöhnlichen Linse ein Zimmer aus einer Ecke an der Decke photographirt wird — man sieht alle sechs Seiten des Würfels von innen gleichzeitig; oder aber man sieht ganz aus der Nähe einer Kante die sonderbare Perspektive, wie manche Photographen durch schlechte Aufstellung erzielen — die entgegengesetzte Wand rückt für das Augenpaar ungewohnt stark in den Hintergrund. Nebenbei bemerkt scheint es ausser den gewöhnlichen noch zweierlei Anschauungsweisen zu geben. Bei beiden obigen Malern ist der Einfluss der Musik betont. Es ist nun interessant, dass Mozart umgekehrt von einem Musikgemälde spricht, bei ihm erzielt sich das sonderbare Zeitmaass, — wenn man bezüglich des Folgenden von einem Zeitmaasse überhaupt noch sprechen darf. Mozart sagt: „Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder beim Spazieren und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiss ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun einfallen, die behalte ich im Kopf und summe sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halte ich nun fest, so kommt mir eines nach dem anderen bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente etc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde. Da wird es mir immer grösser, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so dass ich's hernach mit einem Blicke gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen, im Geiste übersehe (! der Ref.) und es auch gar nicht nach einander, wie es nacheinander kommen muss, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht bei mir wie in einem schönen, starken Traume vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das Beste." (du Prel: Philosophie d. Mystik 1885 p. 89, aus Passavant: Lebensmagnetismus etc. 59.) Die letzten beiden Sätze sind wohl die interessantesten! Wer ist nun der Schöpfer eines Bildes, eines Tongemäldes? Sicher nicht das Gehirn. sondern die Phantasie — die Seele erhitzt sich, wie Mozart sagt, dabei wird gleichsam das Gehirn die Hitze Stückweise mitempfinden, es arbeitet secundär — ein Regulator, ein Regenerator! Zum Schluss ist's von der Phantasie gleichmässig durchglüht, um dann die Arbeit nach Zeit und Raum, so wie es ihm individuell und in der Richtung der Ontogenese entspricht, von sich zu geben, so wie es umgekehrt vom physischen Geniesser „gehirnt" werden müsste, um bei ihm wieder völlig ins Transcendentale zu gelangen und dort ein gleiches Gemälde, ein gleiches Zusammenhören hervorzubringen — der Kunstgenuss ist also nur ein seelischer; Farben und Töne beachten wir nicht; aber wir sind „in Betrachtung versunken" d. h. wir träumen halb wie der Schöpfer des Werkes es that. Dieser Gang vom Transcendentalen durch die Raumzeitlichkeit wieder ins Transcendentale ist der

Weg einer jeden Kraftform; die Emission und Absorption durch gleichartige Materie sind die Vorgänge an der Grenze unseres Raumes. Die moderne Lehre von der latenten Wärme und der Absorption ist, wie von Wagner in seinem „Grundprobleme der Naturwissenschaft" so deutlich und formgewandt dargelegt wird, unrichtig. — Von der schaffenden Phantasie des Künstlers, welche beim Gang durch die Materie des Gehirns nach Raum und Zeit sich realisirt, bis zur Weltphantasie, der Grundlage der gewordenen und werdenden Sinneswelt, welche Frohschammer dem Dawinismus gegenüberstellte, ist nur ein Schritt; und obwohl die Ueberschrift wenig bedeutsam schien, sehen wir uns hier mitten in der Metaphysik. C. A. H.

Fremdkörper im menschlichen Organismus. Ueber einen fast unglaublichen Krankheitsfall im evangelischen Hospital zu Odessa berichtet die „Odessaer Ztg.": „Am 6. Juni traf aus Jalta der erbliche Ehrenbürger A., ein in der Krim bekannter Geschäftsmann, mit seiner kranken Frau in Odessa ein. Er liess sich beim Oberarzt des evangelischen Hospitals, Herrn Dr. Fricker, melden und erzählte demselben, dass seine Frau an einem nervösen Frauenleiden laborire und während der dasselbe begleitenden Anfälle alle möglichen Gegenstände verschlucke. So habe sie u. A. nach und nach eine Gabel, Theelöffel, Nägel, Eisen, Glas u. A. m. verschluckt .... Er habe seine Frau zu den besten Aerzten nach Charkow, Poltawa, Jalta geführt; zuletzt habe man ihm gerathen, diese nach Odessa zu bringen. Nach eingehender Untersuchung der Kranken nahm Herr Dr. Fricker am nächsten Tage in Gegenwart mehrerer Personen eine Operation an der Kranken vor und richtig wurden in dem Magen der Kranken — 37 Gegenstände vorgefunden und entfernt. Unter diesen Gegenständen, die im Komptoir des Hospitals zur Schau ausstehen, befanden sich: eine Tischgabel, ein Eisenstück von 3 Zoll Länge, ½ Zoll Breite und ¼ Zoll Dicke, 2 Theelöffel, eine Nadel, 2 Nägel, zwei bis drei Zoll lang, Glassplitter, Knöpfe u. A. m. Es ist Hoffnung auf Wiedergenesung der Kranken vorhanden. Frau A. hat im Alter von siebenzehn Jahren geheirathet und 8 Knaben und ein Mädchen geboren, von denen 4 Knaben und das Mädchen leben.

(Berl. Volks-Ztg. 8. Juli 1896.)

Zwar ist allein die Menge und das Volumen der Gegenstände in Folge Länge und Sperrigkeit schon erstaunlich, noch wunderbarer aber, dass sie keine grosse Zerstörung herbeiführen, denn Glassplitter, Nadel, Nägel, dazu ein Eisenstück von ca. 42 Gramm und eine Tischgabel! sind natürlich nicht so harmlos für eine Magenwand. Die Hysterische konnte die Gegenstände wohl in, aber nicht aus dem Magen bringen. Wir vermögen aber auch ein Beispiel zu geben, wo derartige Gegenstände von der Kranken aus dem Magen herausbefördert werden. In dem Berichte des Pfarrers Joh. Chph. Blumhardt zu Möttlingen über Gottliebe Dittus zu Möttlingen, 60 km von Prevorst in Württemberg an die K. Württ. Oberkirchenbehörde, datirt vom 11. August 1844, heisst es: „Es fing mit Erbrechen von Sand und kleinen Glasstücken an. Allmählich kamen allerlei Eisenstücke, namentlich alte und verbogene Bretternägel, deren einmal vor meinen Augen nach langem Würgen nacheinander zwölf in das vorgehaltene Waschbecken fielen, ferner Schuhschnallen von verschiedener Grösse und Gestalt, oft so gross, dass man es kaum begriff, wie sie den Hals heraufkommen konnten, auch ein besonders grosses und breites Eisenstück, bei welchem ihr der Athem ausging, dass sie mehrere Minuten wie todt lag. Ausserdem kamen in unzähliger Menge, Stecknadeln, Nähnadeln und Stücke von Stricknadeln, oft einzeln, da es am schwersten ging, oft auch in Massen mit Papier und Federn zusammengebunden." [1])

Gewicht und Schärfe der Gegenstände scheint also keine Rolle zu spielen. — Da

---

[1]) Th. Heinr. Mandel: „Der Sieg von Möttlingen." Leipzig, Dec. 1895. O. Mutze p. 56/57.

die Gegenstände eine vorhandene Bahn benutzen, so ist die Sache in dieser Beziehung nicht gar so ausserordentlich; aber in folgendem Falle, der nicht vereinzelt dasteht, spazirt eine Nadel ohne Kanal durch den menschlichen Körper. Der Weg kann, wie man weiss, nach allen Richtungen verlaufen, hier ist er vertikal. „Aus Braunschweig melden die dortigen „Neuesten Nachr.": Vor etwa 12 Jahren verspürte ein hiesiger Beamter beim Anziehen des Unterbeinkleides in der Hüftgegend einen geringen Schmerz — ähnlich einem Stich. Beim Nachsehen fand er in dem Kleidungsstück eine abgebrochene Nähnadel mit Faden, die offenbar beim Ausbessern des Kleidungsstückes darin zurückgeblieben war. Der Mann litt seit jener Zeit an heftigen rheumatischen Schmerzen, so dass er sich schliesslich pensioniren lassen musste. Vor wenigen Wochen nun trat dieser Schmerz namentlich in der Ferse auf und fesselte den Mann an's Bett. Jetzt endlich gelang es dem Arzt, eine 2½ cm lange Nadelspitze aus der Ferse hervorzuziehen. Diese Nadel, die innerhalb 12 Jahren das Bein in seiner ganzen Länge durchwandert hat, scheint die Ursache der Schmerzen gewesen zu sein." (Münch. Neueste Nachr. Nr. 533, 18. 11. 1897.)

Der Ausscheidungsprozess geht hier langsam vor sich, würde die Lebenskraft schneller resp. stärker arbeiten, so hätten wir folgenden Fall der ebenfalls dem oben citirten Blumhardt'schen Berichte [1]) entnommen ist:

„Nähnadeln zog ich ferner in grosser Menge aus allen Theilen des oberen und unteren Kiefers hervor. Sie fühlte dabei zuerst unerhörte Zahnschmerzen, und man konnte lange nichts sehen, bis sich endlich die Spitzen anfühlen liessen. Dann rückten sie immer weiter hervor und wenn ich sie endlich anfassen konnte, brauchte es noch grosser Anstrengung, bis sie ganz heraus kamen."

Im Blumhardt'schen Berichte sind solche grossartigen Dinge berichtet — ihre Realität zu bezweifeln wäre unvernünftig — dass wir die Frage, wie die Gegenstände in Magen und Kiefer gelangten, für eine spätere Zusammenstellung lieber zurücklegen.

Magnetische Menschen. In dem vorigen Jahrgange der italienischen Zeitschrift L'Electricità findet sich (S. 445) eine höchst merkwürdige Beobachtung. Schon ältere Naturforscher, wie der Baron von Reichenbach, wollten Menschen beobachtet haben, die eine gewisse magnetische Polarität besässen, aber obwohl der Dr. Baraduc dies durch lange Versuchsreihen am Magnetometer festgestellt haben sollte, wollte man daran nicht glauben. Nunmehr erklärt der Professor Murani, dass er selber magnetisch sei, seine Brust sei nordpolarisch, sein Rücken südpolar" (wohl ein Irrthum, entstanden dadurch, dass die französische resp. italienische Südspitze die deutsche Nordspitze der Nadel ist. Die Brust, speciell Magen und Leib sind odisch dem Südpole eines Magneten, der Rücken dem blau angelassenen Nordende einer Nadel entsprechend; — der am Kopfe aufgehängte Mensch würde mit dem Rücken nach (dem geographischen) Norden zeigen. D. R. d. Ue. W.). „Er wurde zu dieser Entdeckung, die ihm nicht wenig überraschte, durch ein seltsames Vorkommniss veranlasst, welches darin bestand, dass die Nadel eines Galvanometers in einem Laboratorium, woselbst feine Messungen angestellt wurden, jedesmal abgelenkt wurde, wenn ein darin beschäftigter Mechaniker vorbei ging. Da man vermuthete, dass in seinen Taschen verborgene Metallgegenstände die Wirkung verursachten, veranlasste man den Mechaniker, sich aufs Hemd zu entkleiden, aber die Wirkung blieb dieselbe. Drehte sich der Mechaniker vor dem Galvanometer langsam herum, so kam die Nadel zunächst zur Ruhe und machte bei einer Halbdrehung denselben Ausschlag nach der anderen Seite. Bei einem Dutzend anderen Personen war keinerlei Einwirkung zu spüren, bis Professor Murani an sich selber den gleichen Polarismus und auch ungefähr in derselben Stärke entdeckte, wie er dem Mechaniker eigen war. Prometheus 5. Jan. 1898, No. 430 p. 223.

---

[1]) p. 58.

Spiritistencongress in Paris 1900. Der Redaction ist ein Schreiben des Propagandacomités aus Paris, 55 rue du Château-d'Eau, zugegangen, in welchem dasselbe schon jetzt zum nächsten Congress in Paris im Jahre 1900, gelegentlich der Weltausstellung, einladet.

Nach den Beschlüssen des Comités soll der Congress lediglich „spiritistisch" sein und sollen nur diejenigen zugelassen werden, welche von dem Verkehr der Geister mit den Menschen überzeugt sind.

Als im Voraus feststehend und als unumstössliche Wahrheit, — sich deshalb für uns der Besprechung entziehend, -- hat das Comité folgende Sätze aufgestellt:

1. Die Existenz und Unsterblichkeit der Seelen.
2. Die Kenntniss des spirituellen Körpers oder Perisprits.
3. Die Verbindung zwischen der irdischen und der entkörperten Menschheit.

Es sollen ferner proclamirt werden der Glaube:

4. an auf einander folgende Leben,
5. an die Existenz Gottes.

Das Comité hat ferner, dem Beispiele der englischen Gesellschaft für psychische Forschungen folgend, die Absicht, bezüglich der Wiederverkörperung eine möglichst grosse Zahl von Dokumenten zu sammeln, die folgende Fälle in sich begreifen:

a. alle Fälle der Wiedererinnerung oder des Gedenkens an ein früheres Leben;
b. alle Mittheilungen von Geistern, die versichern, dass sie bereits mehrmals auf Erden gelebt haben;
c. alle realisirten und durch die Geister verkündeten Vorhersagungen, dass sie wieder zu uns als Bewohner zurückkehren würden.

Neueste Erscheinungen des Büchermarktes:

Willy Reichel: „Animalischer oder Heilmagnetismus". Miniatur-Bibliothek. Preis 10 Pf. Verlag für Kunst und Wissenschaft, Alb. Otto Paul in Leipzig.

Jacobsen, Dr. Emil: „Bilder erzeugt durch Wärmeunterschiede". Sonderabdruck aus „Photogr. Rundschau", Heft 2. 1898.

„Eos", Liederbuch für harmonische Cirkel, herausgegeben von der Spirit. Vereinigung „Eos" zu Berlin. Dieses kleine hübsch ausgestattete Werkchen enthält 40 Sitzungslieder. Die Vereinigung versendet dasselbe gegen Einsendung von 45 Pf., Ausland 50 Pf. in Briefmarken franco. Ein etwa sich ergebender Ueberschuss ist für wohlthätige Zwecke bestimmt. Briefadresse: Emil Gottschalk, Charlottenburg, Bleibtreustr. 53.

Neue Zeitschriften.

„Psyche". A Journal devoted to the mysteries of the soul. Edited by Horatio Hunt. 15. Lanark Villas, Maida Vale. London W. Jährlich 2/6 Sh. postfrei.

„L'Idée theosophique". Bulletin de philosophie ésotérique. Rédacteur-Gérant: Octave Berger, Avocat. 46. Rue Saint-Jean, Bruxelles. Jährlich: Fr. 1,25.

„Schweizer Blätter für Spiritismus". Redaction: A. Heise, Zürich I., Zähringerstrasse 10. Halbmonatsschrift. Abonnementspreis pro Quartal Fr. 1,50, für das Ausland Fr. 2.

Druck von Denter & Nicolas, Berlin C., Neue Friedrichstr. 43.

Aufruf an alle edel und sittlich fühlenden Menschen.

Leider haben bis jetzt nur wenige daran gedacht, daß die Greuel der Vivisektion das öffentliche Volkswohl in schwerster Weise gefährden; denn dadurch, daß die jungen Mediziner gezwungen werden, mit anzusehen, wie die armen bedauernswerten Versuchstiere in den physiologischen Hörsälen auf das grauenhafteste gefoltert werden, wird ein Heer von gleichgiltigen, gefühlsrohen und unbarmherzigen Aerzten künstlich erzogen. Dessen ungeachtet werden immer noch alljährlich an den deutschen und anderen europäischen Hochschulen die grausamsten Versuche an ungezählten Tausenden von lebendigen Tieren — mit besonderer Vorliebe an Hunden — vorgenommen. Tausende von unseren liebsten und getreuesten Haustieren werden tage- und wochen-, ja zuweilen monatelang auf das Entsetzlichste gemartert und durch Zerschneiden, Zersägen, Verbrennen, Verbrühen, Erfrieren, Vergiften langsam zu Tode gefoltert. Von anerkannten medizinischen Autoritäten ist diese grausame Forschungsmethode, als eine **gänzlich unwissenschaftliche** und folglich wertlose bezeichnet worden, als eine unerschöpfliche Quelle von Irrtumern und einander widersprechenden gelehrten Meinungen, weshalb die Vivisektoren über die Ergebnisse ihrer unsinnigen Versuche mit einander in ewigem Streite liegen. Deshalb ist die Vivisektion auch sehr richtig als der Fluch der gegenwärtigen medizinischen Wissenschaft und als ein Hemmnis jedes gedeihlichen Fortschrittes derselben gebrandmarkt worden. Jeder sittlich gebildete Mensch, der ein Herz für die Leiden unserer unglücklichen und mißbrauchten Mitgeschöpfe empfindet, setze alles daran, um der Fortdauer solcher, unsere hochgepriesene Bildung und Gesittung schändenden Frevel und Verirrungen entgegen zu arbeiten.

Es ergeht daher an alle treuen Gesinnungsgenossen die herzliche Bitte, sich dem Weltbunde anzuschließen und sich zu diesem Zwecke bei dem unterzeichneten Präsidenten zu melden.

Berlin S. W., im März 1898.
Belleallianceplatz 6a.

Der Präsident des Weltbundes zur Bekämpfung der Vivisektion (Abteilung Berlin).
Dr. med. **E. Arthur Lutze,** Arzt.

*
* *

Satzungen des „Weltbund zur Bekämpfung der Vivisektion"-Abteilung Berlin.

Zweck. § 1. Der Zweck des Vereins ist, der Vivisektion mit jedem gesetzlich zulässigen Mittel entgegenzutreten, insbesondere durch öffentliche Versammlungen, durch Verbreitung von Flugschriften und durch Eingaben an die Regierungen und gesetzgebenden Körper.

Mitgliedschaft. § 2. Mitglied kann jede unbescholtene Person beiderlei Geschlechts werden, die sich zu den Satzungen bekennt.

Der Austritt steht jederzeit frei. Der Vorstand kann ein Mitglied auf Grund von Thatsachen ausscheiden. Berufung dagegen an die nächste Hauptversammlung steht frei.

Leitung des Vereins. § 3. Die ordentliche Hauptversammlung wählt einen Vorstand aus 6 Männern und 3 Frauen auf 3 Jahre und bestimmt den Vorsitzenden. Dieser Vorstand kann sich durch Zuwahl nach Belieben erweitern. Er wählt aus sich heraus einen engeren geschäftsführenden Vorstand und Ausschüsse zur Versehung bestimmter einzelner Obliegenheiten. Auch kann er Ehrenmitglieder ernennen, welche dem Vorstande angehören, und Vertreter in anderen Städten und Ländern (korrespondirende Mitglieder).

Die Amtsdauer beträgt 3 Jahre; alljährlich scheidet $1/3$ des Vorstandes aus. Die Ergänzungswahlen vollzieht der Vorstand jährlich insgesamt von Neuem.

Das Vereinsjahr ist das Kalenderjahr.

Kassenwesen. § 4. Die Ausgaben werden bestritten 1. durch die Jahresbeiträge; 2. durch freiwillige Geschenke. Der Jahresbeitrag beträgt 50 Pf.

Hauptversammlungen. § 5. Die ordentliche Hauptversammlung vollzieht die Wahlen, verfügt über das Vereinsvermögen, nimmt den Jahresbericht entgegen und entlastet den Vorstand.

Eine außerordentliche Hauptversammlung muß der Vorstand binnen 14 Tagen berufen, wenn sie von mindestens 20 Mitgliedern mit Angabe des Gegenstandes der Verhandlung beantragt wird.

Alles weitere auf die Verwaltung Bezügliche regelt der Vorstand nach einer von ihm beschlossenen Geschäftsordnung.

Vereinsblatt. § 6. Das Vereinsblatt ist der „Tier- und Menschenfreund" Dresden; es wird jedem Mitgliede kostenfrei zugestellt.

Zugehörigkeit. § 7. Der Verein tritt dem Weltbunde und dem internationalen Vereine zur Bekämpfung der Vivisektion zu Dresden als Gesamt-Mitglied bei. In gleicher Weise können andere Vereine dem Vereine als Gesamt-Mitglieder beitreten.

Auflösung. § 8 Die Auflösung des Vereins muß von mindestens 50 Mitgliedern des Vereins beantragt und von $3/4$ der in der dazu anberaumten Hauptversammlung anwesenden Mitglieder beschlossen werden.

Uebergangsbestimmung: Nach Ablauf des ersten und des zweiten Jahres nach Gründung des Vereins, also Anfang 1898 und 1900, werden die ausscheidenden Mitglieder des Vorstandes durch das Loos bestimmt.

Druck von Franz Weber, Berlin W., Mauerstr. 80.


Stahlbad
Finneck & Rastenberg i. Thür.
unter einheitlicher Leitung,
(Station der Weimar-Rastenberger Eisenbahn)
empfiehlt seine
Heilquellen
zum Gebrauch bei
Rheumatismen, Gicht, Bleichsucht
Rückenmark-,
Hämorrhoidal- u. Nervenleiden.
Sehr bedeutende Erfolge nachweisbar.
Zugleich Luftkurort. (310 m über d. Meer.)
Sehr geeignet zur Behandlung aller Herz- und Lungenleiden, insbesondere bei beginnender Tuberculose.
Sommer-Saison von Anfang Mai bis Ende September.
Winter-Saison
von Anfang Januar bis Ende April.
Jede weitere Auskunft erteilt
Die Bade-Direktion.
Dr. med. Gross.

Die Heilquellen sind seit **1646** gebraucht worden (1696 waren unter Anderen der Kronprinz von Frankreich, Prinz Jacobus Sobiesky von Polen, die Herzöge von Meiningen, Römhild und Eisenberg hier Kurgäste).

Seit 1896 ist **Stahlbad Finneck,** n dessen unmittelbarer Nähe die alten Quellen von **1646** und **1696** liegen und die einzige gefasste Trinkquelle aus dem Boden quillt, mit dem Stahlbade Rastenberg in einheitlichem Betrieb. Beide Bäder sind durch Rohrleitung mit einander verbunden.

Analyse beider Bäder siehe hinten.

Die landschaftliche Lage ist sehr günstig. Unmittelbar am Walde gelegen, führen gepflegte, ebene schattige Wege vom Kurhaus Hotel Finneck und vom Badehause Rastenberg aus, zu ausgedehnten Laub- und Nadelwaldpartieen. Anmutige Gegend. **In Finneck** Park- und Teichanlagen. Kunstgärtnerei.

Die Verpflegung der Badegäste ist bei mässigen Preisen eine vorzügliche. Diners zu 1 *ℳ* 50 ₰ und höher; à la carte zu jeder Tageszeit. Pension 4—7 *ℳ* incl. Wohnung.

Ankunft. Ankommende oder sich anmeldende Badegäste werden stets gut thun, wegen der ersten Unterkunft sich an die Badedirektion (Dr. med. Gross) Rastenberg i. Th. zu wenden.

Wohnungen, vorzüglich möbliert, sind im herrlich gelegenen Kurhaus Finneck, mit 1, 2 oder mehr Betten, für den Preis von 9—20 *ℳ* pro Woche zu haben.

Als **Privatwohnungen** in unmittelbarer Nähe von Bad- und Kurhaus Finneck werden besonders empfohlen: die beiden sehr comfortabel eingerichteten Villen, in denen sowohl einzelne Zimmer, als auch ganze Etagen mit Kücheneinrichtung, Keller etc. vermietet werden.

Preise der Stahlbäder bei Abnahme von 10 Karten:

1 Bad bis 28^0 R.	ℳ 1,—	incl. 2 Handtücher
1 „ über 28^0 R.	„ 1,20	
1 Dampfdouche bis 5 Minuten Dauer	„ 1,—	
je 5 „ länger	„ —,30	
1 Dampfbad	„ 1,50	
1 Heissluftbad	„ 1,50	
mit nachfolgendem Bade . .	„ 2,—	
mit nachfolgender Wickelung	„ 2,—	
1 warme Douche allein	ℳ —,90	
1 kalte „ „	„ —,90	
1 Schwefel-, Salz- oder Fichtennadelbad, je nach der Quantität der verwendeten Materialien . . ℳ 1,20 bis	„ 1,50	
1 Lohbad	„ 2,50	
1 Moorbad	„ 1,50	

Die **Einzelpreise** für sämtliche Bäder erhöhen sich um 10 ₰; eine Erhöhung findet aber dann nicht statt, wenn zu Abonnementskarten Zuschlagsbillete gelöst werden, um Dampfbäder, Dampfdouchen etc. benützen zu können.

Für **Unterhaltung** ist bestens Sorge getragen. Wöchentlich einmal Konzert mit nachfolgender Reunion in Rastenberg und wöchentlich zweimal

Konzerte in den Anlagen des Bades Finneck, bezw. im Kurhause Finneck. Entfernung nach Rastenberg (Bad) 7 Minuten, nach dem Bahnhofe 20 Minuten.

Kurtaxe: für eine Person 6 ℳ, für 2 zusammengehörige Personen 9 ℳ, für 3 desgleichen 12 ℳ, für 4 und mehr zusammengehörige Personen 15 ℳ.

In besonderen Fällen wird teilweiser Nachlass gewährt.

Mitglieder von Krankenkassen, soweit sie von ihrer Kasse hierher geschickt sind, bleiben frei von der Kurtaxe.

Apotheke und **Arzt** am Ort.

Post und **Telegraphie** am Ort.

Rastenberg ist ausser über Weimar noch über Grossheringen-Buttstädt zu erreichen. **Wagen** werden auf Wunsch nach **Bahnhof Buttstädt** oder nach **Bahnhof Rastenberg** gesandt. **Fahrpreis** 3 ℳ 50 ₰ bezw. 1 ℳ 20 ₰ für eine Person und 50 ₰ Zuschlag für jede weitere Person.

P. S. Finneck-Rastenberg hat den grossen Vorzug, vermöge seiner geschützten Lage, seiner milden reinen Luft auch **im Winter** überanstrengten nervösen Naturen, welche im Sommer verhindert sind, sich Erholung zu gönnen, zweckentsprechenden Aufenthalt resp. Genesung zu bieten und finden solche Kranke volle Pension bei vorzüglicher Verpflegung und mässigen Preisen im Kurhause **Hotel Finneck** oder in den angebauten Villen und Privathäusern.

Analyse des Stahlbades Finneck.

Auf 100,000 Teile Wasser kommen:

Trockenrückstand	32,6000	Teile
Organische Substanz	0,8000	„

Ammoniak, salpetrige Säure: nicht vorhanden.
Salpetersäure: in ganz schwachen Spuren vorhanden.

Chlor	1,2400	„
Schwefelsäure	1,3300	„
Kieselsäure	1,2200	„
Gesamtkohlensäure	**34,0800**	„
Eisenoxyd	0,2100	„
Gesamtkalk	11,6300	„
Gesamtmagnesia	3,8400	„
Natriumoxyd	1,0700	„
Kaliumoxyd	1,1600	„

Werden Säuren und Basen zu Salzen verrechnet, so ergeben sich folgende Werte:

Organische Substanz	0,8000	Gr.
Zweifachkohlensauren Kalk	32,6900	„
Zweifachkohlensaure Magnesia	9,8900	„
Zweifachkohlensaures Eisenoxydul	0,4600	„
Zweifachkohlensaures Natrium	2,9000	„
Zweifachkohlensaures Kalium	2,5000	„
Schwefelsaurer Kalk	0,8000	„
Schwefelsaures Natrium	—	„
Schwefelsaure Magnesia	1,2900	„
Schwefelsaures Kalium	—	„
Chlorkalcium	—	„
Chlormagnesia	1,6600	„
Chlornatrium	—	„



Chlorkalium . . . . — Gr.

Zwickau i. S., den 9. Juni 1892.

Chemische Untersuchungsstation.

Dr. E. Falck und Leonhardt,
vereidigte Gerichts- und Polizei-Chemiker.

Nach der

Analyse

des Professors Dr. Ludwig in Jena enthalten die zwei in das Badehaus **Rastenberg** geleiteten Mineralquellen auf 1000 Gramm Wasser:

Salze:	Segensb.		Fr.-Quelle.	
Clornatrium	0,0069	Gr.	0,0040	Gr.
Clorkalium	—	„	0,0056	„
Schwefelsaures Kali . .	0,0091	„	0,0148	„
Schwefelsaures Natron .	0,0037	„	—	
2fachkohlensaures Natron	0,0014	„	—	
2fachkohlensauren Kalk	0,1060	„	0,1502	„
2fachkohlens. Talkerde .	0,0518	„	0,0675	„
2fachkohls. Eisenoxydul	0,0219	„	0,0135	„
2fachk. Manganoxydul .	0,0040	„	0,0011	„
Kieselsäure	0,0094	„	0,0092	„
Phosphorsäure*)	(0,0028)	„	(0,0020)	„
Organische Substanz .	0,0118	„	0,0112	„
	0,2288	„	0,2791	„
Freie Kohlensäure . .	0,0359	„	0,0604	„
Cubikcentimeter . . .	19,2	„	32,09	„
Temperatur nach C. . .	16,5⁰	„	15,⁰	„
Specifisches Gewicht .	1,0002	„	1,00035	„

*) Phosphorsaurer Kalk 3 CaO, PO5.